
3 1761 05644095 1

HEINRICH HEINE
UND DIE DEUTSCHE ROMANTIK.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG DER

PHILOSOPHISCHEN DOCTORWÜRDE

VORGELEGT DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT

DER

ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT ZU FREIBURG I. BR.

VON

OTTO ZUR LINDE
AUS ESSEN A. D. RUHR (PREUSSEN).

FREIBURG I. BR.
C. A. WAGNER's UNIVERSITATS-BUCHDRUCKEREI.
1899.



Meinen Eltern

in treuer Liebe und Dankbarkeit

gewidmet.

Einleitung.

Zeugnisse Heines.

Seine Stellung zur Romantik im Allgemeinen.

Die deutsche Romantik, welche in ihrer ältesten Generation als streng geschlossene Schule auftritt, später aber immer weitere Kreise zieht, hat in Heinrich Heine ihren letzten und wohl einen ihrer bedeutendsten Vertreter, zugleich aber auch ihren kraftvollsten Gegner gefunden.

In vorliegender Schrift soll der Romantiker Heine behandelt werden.

Wenn wir nicht aus Heines Dichtungen seine romantischen Neigungen erkennen wollten, so würden wir darüber immer noch reichlich genug durch seine eigenen, in den Werken verstreuten Aussagen belehrt werden.

Er selbst rechnet sich oft genug zur Romantik. Zwar befehdet er sie in seiner späteren Periode; aber da hat er wohl seine Grundsätze, doch nicht seine Neigungen geändert, das zeigen noch seine letzten Werke.

Heines Zeugnisse für seine Zugehörigkeit zur Romantik finden sich in den Litteraturgeschichten nur zerstreut und vereinzelt. Deshalb möge hier eine Zusammenstellung stehen von Aussprüchen aus des Dichters Werken, worin er sich als Romantiker bezeichnet.

Das früheste Zeugnis ist ein kleiner im Jahre 1820 geschriebener Aufsatz: „Die Romantik“ VII 149 ff., worin

er diese tapfer gegen einen satirischen Angriff verteidigt und sich als ihren überzeugten Anhänger bekennt. Aber jetzt schon ahnt man seine spätere feindliche Stellung. Ganz im Geiste der Romantik stellt er Klassizität und Romantik gegenüber und betont das Geistige in der letzteren. VII 150: „. . . bei Griechen und Römern war die Sinnlichkeit vorherrschend . . . ihre Poesie hatte vorzugsweise das Aeussere, das Objektive zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung . . . als die unüberschwänglich beseligende Idee des Christentums, die Liebe, die Gemüter zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmut und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen . . . Es mussten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden . . . So entstand die sogenannte romantische Poesie, die . . . späterhin . . . dahinwelkte und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsprosste und ihre herrlichsten Blumen entfaltete.“ Demnächst hören wir aber schon die Grundmelodie, welche später zum Kampflied Heines gegen die Romantik wurde. „Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmer ist dasjenige die wahre Romantik, was so viele dafür ausgeben; nämlich: ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italienischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder . . .“ Er begründet dann weiter, dass die Romantiker ebenso plastisch sind wie die Antiken und die Klassiker. Goethe und A. W. v. Schlegel nennt er die grössten Plastiker und die grössten Romantiker.

Der Gedanke, dass der romantische Stoff plastisch behandelt werden soll, kehrt wieder im Einleitungsgedicht zum Almansor, den er zur selben Zeit wie obigen Aufsatz schrieb.

II 250. „Glaubt nicht, es sei so ganz und gar phantastisch
Das hübsche Lied, das ich euch freundlich biete!

Hört zu: es ist halb episch und halb drastisch,
Dazwischen blüht manch' lyrisch zarte Blüte;
Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch."

Vergleiche dazu noch VI 352 „romantischer Sinn in klassischer Form" und V 223 „plastische Gestaltung soll in der romantisch modernen Kunst, ebenso wie in der antiken Kunst, die Hauptsache sein". Heine liebt überhaupt die Ideenverbindung „Klassisch und Romantisch", sei es nun in der erwähnten Weise oder als Gegensätze. Vergleiche noch III 339, 355; IV 202—204, 522; V 248; VI 442.

In der 1822 verfassten kleinen Schrift über Polen tritt Heine als Werber für die deutsche Romantik auf. VII 205: „Es ist ein erfreuliches Zeichen, dass die Polen ihre blinde Vorliebe für die französische Litteratur allmählich ablegen, die lange übersehene tiefere deutsche Litteratur würdigen lernen . . . Die Poesie (der Polen) wird . . . hoffentlich . . . sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: wir haben ebensogut romantische Dichter als ihr, aber sie sitzen bei uns noch im Tollhause."

Ein anderes Zeugnis findet sich noch aus dem Jahre 1822, vgl. VII 575: „Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich schlicht entfaltete, mich ergötzte der anmutige Kontrast vom ernsten Abendland und vom heitern Orient, und wie die verwunderlichsten Bilder, in loser Verknüpfung, abenteuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik."

In einer Rezension aus dem „Gesellschafter" von 1823 sagt Heine VII 219: „Der Verfasser hat hierin den obersten Grundsatz der Romantikerschule befolgt."

Im Buch der Lieder finden wir folgende Stelle:

B. L. 113. „Die prächt'gen Koulissen, sie waren bemalt
In hochromantischem Stile."

Der Gegensatz Heines zur Romantik wird aber nun immer merkbarer. Politische Unterschiede verschärfen ihn. Die Romantiker werden teilweise Reaktionäre, während Heine sich begeistert der französischen Revolution von 1830 zuwendet.

In der Vorrede zu „Kahldorf über den Adel" vom Anfange des März 1831 stellt er zusammen: Mystizismus, Pietismus, Spiritismus, Legitimität, Romantik, Deutschtümelei, Gemütlichkeit. Die Gesellschaft, in welcher er hier die Romantik nennt, ist im Heineschen Sinne die denkbar schlechteste.

In der „romantischen Schule" V 213—357 erfolgt Heines grosse Lebensauseinandersetzung mit der Romantik. Die schon in seinem Jugendaufsatze erörterte Stellung des Klassizismus zur Romantik führt er hier weiter aus. Plastik fordert er wie früher für beide. Er betont das Uebersinnliche der romantischen Poesie im Gegensatz zum sinnlich Anschaulichen der Antiken und der ihnen nacheifernden Klassiker. Deshalb auch bei den Romantikern des Mittelalters und der Jetztzeit das ewige Ringen mit dem Ausdruck in der Darstellung des Uebersinnlichen, Uebernatürlichen! Deshalb auch ihre Ueberschwänglichkeit und Unklarheit! Bei den neuen Romantikern tadelt er das einseitige Hervorheben des Mittelalters und der Religion. Aehnliche Gedanken finden sich in „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" vom Jahre 1835, vgl. IV 202 ff. Am Schlusse der „romantischen Schule" fixiert er seine abweichende Stellung noch einmal recht scharf V 354/5: „Die Schriftsteller, die in Deutschland das Mittelalter aus seinem Grabe hervorzogen, hatten andere Zwecke . . . und die Wirkung, die sie auf die grosse Menge ausüben konnten, gefährdete die Freiheit und das Glück meines Vaterlandes . . . Das deutsche Mittelalter liegt nicht vermodert im Grabe, es wird vielmehr manchmal von einem bösen Gespenste belebt und tritt

am hellen, lichten Tage in unsere Mitte und saugt uns das rote Leben aus der Brust . . . Was ich inbetreff des Mittelalters im allgemeinen angedeutet, findet auf die Religion desselben eine ganz besondere Anwendung . . . Es sind die Feinde meines Vaterlandes (die katholischen, reaktionären, deutschen Romantiker), ein kriechendes Gesindel, heuchlerisch, verlogen und von unüberwindlicher Feigheit . . . Es ist die Partei der Lüge, es sind die Schergen des Despotismus und die Restauratoren aller Misere, aller Greuel und Narretei der Vergangenheit."

Heine treibt hier die Opposition des jungen Deutschlands gegen die Romantik, soweit sie reaktionär geworden ist, aber auch nur gegen diese. Seine eigenen romantischen Neigungen unterdrückt er nicht. Zwischen ihm und der Romantik giebt es auf dem Gebiete der Poesie doch noch zu viele Berührungspunkte.

Er spricht es selbst aus, dass er gerne Ausflüge ins romantische Land macht. Mit Wehmut gedenkt er der Zeiten seiner eigenen skrupellosen Romantik. So im Atta Troll:

II 399 ff. „ . . . . Avalun.
Dieses Eiland liegt verborgen
Ferne, in dem stillen Meere
Der Romantik, nur erreichbar
Auf des Fabelrosses Flügeln."

II 421. „Ja mein Freund, es sind die Klänge
Aus der längst verschollnen Traumzeit (Romantik).
Nur dass oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton."

II 422. „Ach, es ist vielleicht das letzte
Freie Waldlied der Romantik!
In des Tages Brand und Schlachtlärm
Wird es kümmerlich verhallen.
. . . .
Andre Zeiten, andre Vögel!
Andre Vögel, andre Lieder!"

Den Atta Troll schrieb Heine 1842. In der 1846 dazu geschriebenen Vorrede heisst es II 353: „. . . ich schrieb dasselbe zu meiner eigenen Lust und Freude, in der grillenhaften Traumweise jener romantischen Schule, wo ich meine angenehmsten Jugendjahre verlebt, und zuletzt den Schulmeister geprügelt habe.“

Am 17. April 1844 schreibt Heine über sein Gedicht „Deutschland Ein Wintermärchen“ II 425: „Es ist ein gereimtes Gedicht, welches . . . die ganze Gährung unserer deutschen Gegenwart in der kecksten, persönlichsten Weise ausspricht. Es ist politisch-romantisch . . .“

An Varnhagen schreibt er 1846 II 348: „Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den ‚Atta Troll‘, den Schwanengesang der untergehenden Periode.“

Auch im Romanzero finden wir Bekenntnisse Heines betreffs seiner romantischen Neigungen. So heisst es im Präludium I 371/3:

„Wie gesund ist diese Welt!
Ist kein Kirchhof der Romantik,
Ist kein alter Scherbenberg
Von verschimmelten Symbolen . . .
Meine schönsten Lebensjahre,
Die verbracht ich im Kyffhäuser,
Auch im Venusberg und andern
Katakomben der Romantik.“

Die Romanze „Waldeinsamkeit“ I 391 ff. zeigt sich schon im Titel als romantisch. Das Wort „Waldeinsamkeit“ ist von Tieck geprägt; Waldeinsamkeit wurde bei den Romantikern ein beliebtes Thema für Stimmungsbilder.

Heines erwähnte Romanze ist ein Klagelied um seine verlorene Romantik. In der französischen Ausgabe des Romanzero nennt er sie eine: „Élégie romantique.“

Hier mögen noch folgende Stellen aus dem nachgelassenen Fragmente „Bimini“ stehen.

II 129. „Bimini! bei deines Namens
Holdem Klang, in meiner Brust
Bebt das Herz, und die verstorb'nen
Jugendträume, sie erwachen.
Auf den Häuptern welke Kränze,
Schauen sie mich an wehmütig;
Tote Nachtigallen flöten,
Schluchzen zärtlich, wie verblutend.
130. Schwarz-rot-gold ist meine Flagge,
Fabelfarben der Romantik.“

Heine entpuppt sich immer wieder als Romantiker. Noch 1854 schreibt er in den Geständnissen:

VI 19. „Ein geistreicher Franzose nannte mich einst einen romantique défroqué . . . Sie (die Benennung) ist treffend. Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik blieb ich doch selbst immer ein Romantiker, und ich war es in einem höheren Grade, als ich selbst ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantische Poesie in Deutschland die tötlichsten Schläge beigebracht, beschlich mich selbst wieder eine unendliche Sehnsucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und sang ein Lied, worin ich mich allen holdseligen Uebertreibungen, aller Mondscheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallenwahnsinn hingab. Ich weiss, es war „das letzte freie Waldlied der Romantik“, und ich bin ihr letzter Dichter . . . ich darf mit gutem Fuge sagen, dass ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine grosse Erwähnung verdiene.“

Ein letztes Zeugnis für Heines Zugehörigkeit zur Romantik finden wir in den posthumen Memoiren.

VII 466. „Ihre (Heines Mutter) Vernunft und ihre Empfindung war die Gesundheit selbst, und nicht von ihr erbte ich den Sinn für das Phantastische und die Romantik.“

* *
*

Die bisher angeführten Stellen waren direkte Zeugnisse Heines. Aber auch sonst, wo er nicht in eigener Person auftritt, zeigt sich uns sein Interesse an der Romantik, mag es nun feindlich oder freundlich sein. Wegen seiner wechselnden Stellungnahme gegen oder für die Tendenzen der Romantiker braucht er auch das Wort „romantisch“ in den verschiedensten Bedeutungen, z. B. zur Schule gehörend; Gegensatz zur Antiken und zum Klassizismus; manchmal meint er damit italienisch-spanisch-orientalische oder auch allgemein fremdländische Poesie. Ein andermal ist Romantik die Poesie des Mittelalters, oder sie wird mit Katholizismus identifiziert; Romantik ist Unklarheit, Reaktion, Gefühlsduselei, häufig sogar blos das Poetische oder das Ungewöhnliche.

An vielen Stellen seiner Werke findet Heine Gelegenheit, sich reflektierend über die Romantik zu äussern. Das ist sicher kein Zeichen von Gleichgültigkeit. Es sei auf einige solcher indirekten Zeugnisse verwiesen: IV 273, 274 ff.; V 32, 138; VII 406, 414 (vgl. dazu V 300 ff.), 417.

Heines Stellung zu einzelnen Romantikern.

Das Interesse, welches Heine an der Romantik als Ganzem hat, wird ihn auch veranlassen, sich über einzelne romantische Dichter auszusprechen. Solche Zeugnisse finden wir eine Menge in seinen Werken, und gerade dass er bei den verschiedensten Stoffen, Gedanken und Anlässen in seinen Werken immer und immer wieder über romantische Dichter und Dichtungen spricht, sei es nun in freundlichem oder feindlichem Sinne, beweist die grosse Anziehungskraft, welche die Ideenwelt der Romantik während seines ganzen Lebens auf ihn ausübt. Aus diesem Grunde und der Vollständigkeit wegen möge eine Kompilation solcher Stellen folgen.

Heine spricht über die meisten Romantiker anfangs recht begeistert; mit der Zeit erkaltet seine Bewunderung und schlägt manchem gegenüber in Hass und Verspottung um. Das bringt, wie wir es oben schon bei der Romantik als Ganzem gesehen haben, seine Hinneigung zum jungen Deutschland mit sich.

A. W. Schlegel. Am auffälligsten ist das Missverhältnis zwischen anfänglicher Verehrung und späterer Verachtung in seinem Verhalten gegen A. W. Schlegel zu beobachten. Zuerst war er dessen eifriger und begeisterter Anhänger. Sein erster Aufsatz „Die Romantik“ vom Jahre 1820 beginnt mit einem Motto A. W. Schlegels. Im Verlaufe der Arbeit nennt er A. W. Schlegel und Goethe die grössten

Romantiker und Plastiker. A. W. Schlegels Elegie „Rom“ stellt er auf eine Stufe mit Hermann und Dorothea, Iphigenie und Faust. Er bringt ihm seine Gedichte zur Beurteilung, Durchsicht und Ausfeilung; er hört in Bonn A. W. Schlegels Kollegien und richtet drei etwas jugendlich überschwängliche Sonette an ihn.

I 56. „An A. W. v. Schlegel.
Im Reifrockputz, mit Blumen reich verzieret,
Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen,
Mit Schnabelschuh'n, mit Stickerei'n behangen,
Mit Turmfrisur, und wespengleich geschnüret:
So war die Aftermuse ausstaffieret,
Als sie einst kam, dich liebend zu umfangen;
Du bist ihr aber aus dem Weg gegangen,
Und irrtest fort von dunkelm Trieb geführet.
Da fandest du ein Schloss in alter Wildnis,
Und drinnen lag, wie'n holdes Marmorbildnis,
Die schönste Maid in Zauberschlaf versunken.
Doch wich der Zauber bald bei deinem Grusse,
Aufwachte lächelnd Deutschlands echte Muse,
Und sank in deine Arme liebestrunken.“

II 61 u. 62.
„Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt mir fast des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
Da mochtest du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort lässt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
Wird einst das schwache Reislein Blüten tragen.
O mögst du's ferner noch so sorgsam warten,
Dass es als Baum einst zieren kann den Garten
Der schönen Fee, die dich zum Liebling wählte.
Von jenem Garten meine Amm' erzählte:
Dort lebt ein heimlich wundersüsses Klingen,
Die Blumen sprechen und die Bäume singen.“

II 62. „Zufrieden nicht mit deinem Eigentume,
Sollt' noch des Rheines Niblungshort dich laben,
Nahmst du vom Themsestrand die Wundergaben,
Und pflücktest kühn des Tagoufers Blume.

Der Tiber hast du manch Kleinod entgraben,
Die Seine musste zollen deinem Ruhme, —
Du drangest gar zu Brahmas Heiligtume,
Und wolltst auch Perlen aus dem Ganges haben.
Du geiz'ger Mann, ich rat' dir, sei zufrieden
Mit dem, was selten Menschen ward beschieden,
Denk ans Verschwenden jetzt, statt ans Erwerben.
Und mit den Schätzen, die du ohn' Ermüden
Zusammen hast geschleppt aus Nord und Süden,
Mach reich den Schüler jetzt, den lust'gen Erben."

Diese drei Sonetten erschienen im „Gesellschafter" von 1821 unter dem Titel: „Sonetten-Kranz an Aug. W. v. Schlegel." Zum Schlusse schrieb Heine noch ein Nachwort, welches für Schlegel ebenso schmeichelhaft war als die Sonette, vgl. I 514: „Die in der „Neuen Berliner Monatsschrift für Philosophie und Litteratur" enthaltenen und im „Conversationsblatte" und im „Litteraturblatt des Morgenblatts" zum Teil wieder abgedruckten, von manchen Leuten seelenvergnügt belächelten Ausfälle wider den grossen Meister, bewogen den Verfasser zum Abdruck obiger Sonette. Sie entstanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfasser den Gefeierten in seiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüstigkeit sah. Der Geist desselben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Weltelefanten zu sitzen! — Ob der Verfasser jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politische Tendenz der jetzigen Bestrebungen Schlegels eifere, mag hier unentschieden bleiben: doch hätte er nie die Achtung ausser Augen setzen dürfen, die dem litterarischen Reformator durchaus nicht versagt werden kann. Was das Sanskrit-Studium selbst betrifft, so wird über den Nutzen desselben die Zeit entscheiden. Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit Jahr aus Jahr ein auf ihren grossen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel . . . u. s. w. sind unsere jetzigen Ostindien-Fahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien sein."

In einer Rezension vom Jahre 1821 streift Heine A. W. Schlegel flüchtig, und nach der Gesellschaft zu schliessen, in der er ihn nennt, ist er für ihn noch der grosse Dichter. Im Jahre 1826 (vgl. III 99) lobt er die Schlegelsche (wahrscheinlich ist nur A. W. gemeint) Kritik wegen ihres Kunstwertes; sie werde ihre Zeit überdauern. Auch III 106 bei Erwähnung von Heines Besuch der Kollegien A. W. Schlegels ist noch keine Gegnerschaft zu erkennen.

Noch 1828 kommt A. W. Schlegel gut weg, vgl. VII 245, wo Heine A. W.s kritischen Scharfblick und 247, wo er dessen Gelehrsamkeit rühmt. 247: „Wir haben grosse geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigentum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preussen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher in solcher Hinsicht am schönsten glänzen."

Aber bald tritt die Schwenkung ein. In den Bädern von Lucca 1829 lässt er Platen, dem er jeglichen Dichterberuf abspricht und den er lächerlich macht, Ramler und A. W. v. Schlegel ein Poetentriumvirat bilden. Weiter heisst es III 353: „A. W. v. Schlegel, dessen poetische Unzulänglichkeit . . . sichtbar wird, seitdem die Sprache weiter ausgebildet worden, sodass sogar diejenigen, die einst den Sänger des „Arion" für einen gleichfallsigen Arion gehalten, jetzt nur noch den verdienstvollen Schullehrer in ihm sehen." Immerhin aber nennt ihn Heine hier noch „sonst rühmenswert".

Doch von nun an hat er für A. W. Schlegel fast nur noch Worte des Tadels und der Feindschaft.

1832, V 38: „Vielleicht mit Ausnahme von August Wilhelm Schlegel giebt es keine Frau in Deutschland, die sich so gern durch ein buntes Bändchen auszeichnete wie die Franzosen"; 44 ff.: „Den Verfasser (Heine) leitete ein richtiger Takt, als er, die Auszeichnungssucht rügend, die bei den Franzosen mehr als bei deutschen Frauen grassiert, unter den letzteren einen deutschen Schriftsteller (A. W. Schlegel), der als Kunstkritiker und Uebersetzer berühmt ist, ausnahmsweise erwähnte. Dieser Ausgenommene, welcher der deutschen Unruhen halber, die er selbst durch einige Almanachxenien veranlasst, voriges Jahr hierher (Paris) emigriert, und seitdem . . . den Orden der Ehrenlegion erhielt, ist wegen seines rührigen Eifers nach Dekorationen von vielen Franzosen leider gar zu sehr bemerkt worden, . . ." Die Gültigkeit des Ordens lässt Heine im folgenden zweifelhaft. Weiter spottet er 45: „berühmte Dame (Frau v. Staël), bei welcher er einst Kapaun im Korbe war." Schlegels Aeussere wird verspottet, er sieht einer alten Dame ähnlich. Dann kommt seine Ordenssucht noch einmal dran 46: „Für die hiesigen (Pariser) Deutschen ist es jedoch ein betrübendes Schauspiel, ihren hochverehrten schwächlichen Landsmann derlei Verzögernisse (Ordensbestätigung) halber von Pontius zu Pilatus rennen zu sehen, in Kot und Kälte, und in bestürmender Ungeduld, die um so unbegreiflicher, da ihm doch alle Beispiele indischer Gelassenheit, der ganze „Râmâyana" und der ganze

„Mahâbhârata“ (Schlegelsche Editionen), allertröstlichst zu Gebote stehen.“

In der „romanischen Schule“ lässt Heine seiner Abneigung freien Lauf. Er spricht V 216 vom „feinen Diskant des Herrn A. W. Schlegel“. 238: Er ist ein „kleiner Romantiker“, „ebenso romantisch wie das Däumchen und der gestiefelte Kater“. 242: „Während Herr Schlegel immer süsslicher und zimperlicher seine Worte glättete“, „wenn man auf dem blankpolierten, schlüpfrigen Mahagoniparkett der Schlegelschen Verse leicht ausglitschte“, „wo Herr Schlegel vielleicht zu reich übersetzt, wo seine Verse manchmal wie geschlagene Sahne, wobei man nicht weiss, wenn man sie zum Munde führt, ob man sie essen oder trinken soll“. 246: „Goethe brauchte nur das Haupt zu schütteln, und die Schlegels zitterten und krochen davon.“ „Herr August Wilhelm Schlegel zog sich zurück in die Pagode des Brahma.“ 263 spricht Heine von A. W. Schlegels „gläsernem Aerger“. 267: Vergleich Schlegels mit Osiris angedeutet. 268: „A. W. Schlegel . . . zehrte nur von den Ideen seines Bruders und verstand nur die Kunst sie auszuarbeiten.“ 270: „Wie kleinlich zeigte sich dagegen Herr A. W. Schlegel, welcher einige Fragmente aus dem Sanskrit in Hexametern übersetzte und sich dabei nicht genug zu rühmen wusste, dass er in seiner Uebersetzung keine Trochäen einschlüpfen lassen und so manches metrische Kunststückchen der Alexandriner nachgeschnitzelt hat.“ 279: „Ich muss jetzt, weil man es doch verlangt, von . . . Herrn A. W. Schlegel sprechen. Wollte ich in Deutschland noch von ihm reden, so würde man mich dort mit Verwunderung ansehen. Wer spricht jetzt noch in Paris von der Giraffe? Herr A. W. Schlegel ist geboren zu Hannover den 5. September 1767. Ich weiss das nicht von ihm selber. Ich war nie so ungalant, ihn über sein Alter zu befragen. . . . Herr A. W. Schlegel ist daher jetzt 64 Jahre alt. Herr Alexander v. Humboldt und andere Naturforscher behaupten, er sei älter. Auch Champollion war dieser Meinung.“ Heine rühmt sein Uebersetzertalent. Dieses Lob schwächt er aber ab oder macht es fast gleich Null, indem er ihn neben Platen, den so sehr verspotteten und verachteten, Deutschlands grössten Metriker nennt. 272: „In allen übrigen Thätigkeiten gebührt ihm (Schlegel) nur der zweite, wo nicht gar der dritte Rang. In der ästhetischen Kritik fehlt ihm, wie ich schon gesagt (vgl. 232f.), der Boden einer Philosophie, und weit überragen ihn andere Zeitgenossen.“ Schlegel ist in Heines Augen „Dilettant“. „Sanskrit . . . auch hier blieb er gewissermassen Dilettant, die Initiation seiner Gedanken gehörte noch seinem Bruder Friedrich, und das Wissen-

schaftliche, das Reelle in seinen sanskritischen Leistungen gehört, wie jeder weiss, dem Herrn Lassen, seinem gelehrten Collaborator." Als Historiker ist A. W. Schlegel gar nichts wert. 273: „Wie weit hat er es aber als Dichter gebracht? . . . Die Violinspieler werden eingeteilt in drei Klassen; zur ersten Klasse gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweiten Klasse gehören die, welche sehr schlecht spielen . . . Gehört nun Herr A. W. Schlegel zur ersten oder zur zweiten Klasse? Die Einen sagen, er sei gar kein Dichter, die Anderen sagen, er sei ein sehr schlechter Dichter. So viel weiss ich, er ist kein Paganini." „Seine Berühmtheit erlangte Herr A. W. Schlegel eigentlich nur durch die unerhörte Keckheit, womit er die vorhandenen litterarischen Autoritäten angriff. Er riss die Lorbeerkränze von den alten Perrücken und erregte bei dieser Gelegenheit viel Puderstaub. Sein Ruhm ist eine natürliche Tochter des Skandals." 273f.: Der Kampf A. W. Schlegels gegen Bürger wird besprochen. Heine thut Schlegel Unrecht, indem er sich in ziemlich heuchlerischer Weise auf Bürgers Seite stellt. 275f. wird Schlegels Verhältnis zu der französischen Klassizität besprochen, natürlich kann man bei Heines Hass keine gerechte Würdigung des Schlegelschen Standpunktes erwarten. Er schildert A. W. Schlegel doch zu sehr als Hanswurst, betont seine Eitelkeit, seine forcierte Eleganz in Leben und Dichtung. Er nennt ihn weibisch. Schon früher hat er ihn „Kapaun" genannt, ihn mit Osiris verglichen. Mit unangenehmer Breite führt er nun 279 den Vergleich weiter aus. 279f.: „Trotzdem hat er damals geheuratet, und er, der Chef der Romantik, heuratete die Tochter des Kirchenrat Paulus zu Heidelberg, des Chefs der deutschen Rationalisten. Es war eine symbolische Ehe, die Romantik vermählte sich gleichsam mit dem Rationalismus; sie blieb aber ohne Früchte." Die Ehe löste sich sehr bald auf. Heine erzählt dann mit witziger aber unnobler Beziehung auf Schlegel den Mythus von Isis, Osiris und dem bösen Typhon: „Hierdurch entstand nun in Aegypten ein skandalöser Mythos und in Heidelberg ein mystischer Skandal." Schlegel geht auf Reisen. Sein Wiedererscheinen und neue Vorlesungen in Berlin werden besprochen. „Man spottete und zuckte die Achseln . . . Er war ein alter, eitler Geck geworden, der sich überall zum Narren halten liess." 281 schildert Heine Schlegel in Paris. „Hier in Paris hatte ich die Betrübnis, Herrn A. W. Schlegel persönlich wiederzusehen." In dieser Tonart weiter, u. a.: „Dabei lächelte er so süss wie eine bejahrte Dame, die ein Stück Zucker im Munde hat, und bewegt sich so jugendlich wie ein kokettes

Kind.“ Molières Statue macht sich über ihn lustig. 282 kommt Heine nochmals auf die Geschichte vom Orden der Ehrenlegion zurück. „Herr A. W. Schlegel verliess bald darauf Paris, nachdem er vorher . . . mit dem Orden der Ehrenlegion dekoriert worden war. Der „Moniteur“ hat bis jetzt noch gezögert, diese Begebenheit gehörig zu berichten; aber Thalia, die Muse der Kömödie, hat sie hastig aufgezeichnet in ihr lachendes Notizenbuch.“

Bei derartigen treulosen Bosheiten fühlt Heine nun doch eine gewisse verlegene Verpflichtung, sein Verhalten gegen seinen früheren Meister vor den Lesern einigermassen zu rechtfertigen. 267: „Da ich einst zu den akademischen Schülern des älteren Schlegel gehört habe, so dürfte man mich vielleicht in betreff desselben zu einiger Schonung verpflichtet glauben. Aber hat Herr A. W. Schlegel den alten Bürger geschont, seinen litterarischen Vater? Nein, und er handelte nach Brauch und Herkommen. Denn in der Litteratur wie in den Wäldern der nordamerikanischen Wilden werden die Väter von den Söhnen totgeschlagen, sobald sie alt und schwach geworden.“ Aber auch diese quasi Rechtfertigung ist wieder eine Ungerechtigkeit, denn Schlegels Verhalten gegen Bürger war durchaus nicht schroff oder undankbar, wie es doch das Heines gegen Schlegel ist.

Nun weiter! 1837 lesen wir in der Vorrede zum „Buch der Lieder“ I 498: „Es ist ein betrübender Anblick, wenn ein Schriftsteller vor unseren Augen, angesichts des ganzen Publikums, allmählich alt wird. Wir habens gesehen . . . bei August Wilhelm von Schlegel, dem bejahrten Gecken.“ 1838 VII 336, Schlegel ist schon lange geistig tot. 1838 V 383: A. W. v. Schlegels Verdienste um Shakespeare lässt Heine ihm zum kleinen Teile. Dann spricht er über Schlegels Vorlesungen. „Diesen . . . fehlt allzusehr der philosophische Boden; sie schweifen allzu oberflächlich in einem frivolen Dilettantismus umher.“ „Des Herrn A. W. Schlegels Begeisterung ist immer ein künstliches, ein absichtliches Hineinlügen in einen Rausch ohne Trunkenheit.“ Er lobt Schlegels Uebersetzung des Shakespeare: „Die weibliche Natur seines Talents kommt hier dem Uebersetzer gar vortrefflich zu statten“, 384: „und in seiner charakterlosen Kunstfertigkeit kann er sich dem fremden Geiste ganz liebevoll und treu anschmiegen.“ Vgl. noch 385: Vorzug der prosaischen vor der metrischen Uebersetzung, Eschenburgs vor Schlegel. 1838 VI 501: „ . . . dass er (Immermann) auch über deutsche Hanswürste, wahrscheinlich ebenfalls im Kollegium A. W. Schlegels zu Bonn, die besten Studien gemacht hat.“

Noch 1854 in den „Geständnissen“ ist Heines Feindschaft nicht gewichen. VI 23: „A. W. Schlegel. Das war ein Genie ohne Geschlecht. Er wurde ihr (Frau von Staëls) getreuer Cicerone und begleitete sie auf ihrer Reise durch alle Dachstuben der deutschen Litteratur“. 24: „Der getreue Mamluck A. W. Schlegel.“ 28: „Auch unseren A. W. Schlegel brachte Frau v. Staël mit nach Paris, und das war ein Musterbild deutscher Naivetät und Heldenkraft.“

A. W. und sein Bruder Friedrich haben die romantische Schule gegründet und sind innig verquickt mit der Entwicklung und den Bestrebungen derselben, deshalb muss Heine auch oft über die Beiden sprechen, wenn er über die Romantik etwas mitteilt. Da die Romantik schon abgehandelt ist, sei hier nur noch auf folgende Stellen verwiesen: V 231—234, 246—249, 263, 267, 277, 286, 288.

Auch im folgenden Gedichte sind wohl die Gebrüder Schlegel gemeint.

II 166: „Einem Abtrünnigen.

— — —

Und du bist zu Kreuz gekrochen.

— — —

Oh, das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke,
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.“

Fr. Schlegel. Er kommt im ganzen viel besser weg als A. Wilhelm.

1828. VII 244f.: „Indem wir nun zuvörderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk (Wolfgang Menzels Litteraturgeschichte) vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Fr. Schlegels Vorlesungen über Litteratur fast ausschliesslich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch keiner imstande, beurteilend sich über den grossen Beurteiler zu erheben, . . . während Fr. Schlegel grossartig das Ganze aller geistigen Bestrebungen erfasste, die Erscheinungen derselben gleichsam wieder zurückschuf in das ursprüngliche Schöpfungswort, woraus sie hervorgegangen, so dass sein Buch einem schaffenden Geisterliede gleicht. Die religiösen Privatmarotten, die Schlegels spätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu schreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorlesungen über Litte-

ratur ist, vielleicht mehr, als er selbst weiss, die Idee der Kunst noch immer der herrschende Mittelpunkt, der mit seinen goldenen Radien das ganze Buch umspinnt.“ Friedrichs Stellung zu Goethe wird dann erörtert. 246 weitere Vergleichung Menzels und Friedrich Schlegels, u. a.: „Beide Werke werden den späteren Litteratoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht blos die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist.“ Die Schlegelschen Vorlesungen bilden „ein Litteraturepos“.

1835. „Romantische Schule“. V 236: Fr. Schlegels Bemühungen und Nachforschungen nach mittelalterlich-christlichen Kunstdenkmälern in den Städten am Rhein. 237: Fr. Schlegel der „kleine Romantiker“. 239 s. Uebertritt zur katholischen Kirche. 241: Friedrich Schlegel der „berauschte Sänger der liederlich-romantischen „Luzinde“.“ 242: A. W., „der es mit der Liederlichkeit und dem Katholizismus nie so ehrlich gemeint hat wie sein Bruder.“ 246: „Fr. Schlegel ging nach Wien, wo er täglich Messe hörte und gebratene Hähndel ass.“ 268f.: „Ich habe schon bemerkt, dass Friedrich Schlegel bedeutender war als Herr August Wilhelm; . . . Fr. Schlegel war ein tiefsinniger Mann. Er erkannte alle Herrlichkeiten der Vergangenheit, und er fühlte alle Schmerzen der Gegenwart. Aber er begriff nicht die Heiligkeit dieser Schmerzen und ihre Notwendigkeit für das künftige Heil der Welt. . . . Die Gegenwart war ihm verhasst, die Zukunft erschreckte ihn, und nur in die Vergangenheit, die er liebte, drangen seine offenbarenden Seherblicke. Der arme Fr. Schlegel, in den Schmerzen unserer Zeit sah er nicht die Schmerzen der Wiedergeburt, sondern die Agonie des Sterbens, und aus Todesangst flüchtete er sich in die zitternden Ruinen der katholischen Kirche. Diese war jedenfalls der geeignetste Zufluchtsort für seine Gemütsstimmung. Er hatte viel heiteren Uebermut im Leben ausgeübt; aber er betrachtete solches als sündhaft, als Sünde, die späterer Abbusse bedurfte, und der Verfasser der „Luzinde“ musste notwendigerweise katholisch werden. Die „Luzinde“ ist ein Roman, und ausser seinen Gedichten und einem dem Spanischen nachgebildeten Drama „Alarkos“ ist jener Roman die einzige Originalschöpfung, die Fr. Schlegel hinterlassen. Es hat seiner Zeit nicht an Lobpreisern dieses Romans gefehlt.“ „Es fehlte sogar nicht an Kritikern, die dieses Produkt als ein Meisterstück priesen und die bestimmt prophezeiten, dass es einst für das beste Buch in der deutschen Litteratur gelten werde. . . . Nein, die Götter haben unsere Litteratur vor

jenem Unglück bewahrt; der Schlegelsche Roman wurde bald wegen seiner unzüchtigen Nichtigkeit allgemein verworfen und ist jetzt verschollen. Luzinde ist der Name der Heldin dieses Romans, und sie ist ein sinnliches witziges Weib oder vielmehr eine Mischung von Sinnlichkeit und Witz. Ihr Gebrechen ist eben, dass sie kein Weib ist, sondern eine unerquickliche Zusammensetzung von zwei Abstraktionen, Witz und Sinnlichkeit. Die Mutter Gottes mag es dem Verfasser verzeihen, dass er dieses Buch geschrieben; nimmermehr verzeihen es ihm die Musen." 269: „Ich glaube, dass es Fr. Schlegeln mit dem Katholizismus Ernst war." „. . . hat Fr. Schlegel das Publikum noch mit zwei grossen Werken beschenkt, die vielleicht seine besten sind und jedenfalls die rühmlichste Erwähnung verdienen." Weisheit und Sprache der Inder; Vorlesungen über die Geschichte der Litteratur. 270 und 271: Heine lobt hier ausführlich Fr. Schlegels Gelehrtenthätigkeit, tadelt aber seinen zu katholischen Standpunkt.

Doch allmählich ist Heine des Lobens überdrüssig, denn er sucht ja stets lieber bei den Menschen die verwundbaren Stellen heraus. 271: „Fr. Schlegel starb . . . wie man sagte infolge einer gastronomischen Unmässigkeit. . . . Sein Tod veranlasste einen der widerwärtigsten litterarischen Skandale. Seine Freunde . . . waren ungehalten über die inoffiziöse Weise, womit die liberale Presse diesen Todesfall besprochen; . . . Jedoch von keinem derselben (Liberalen) konnten sie sagen: „dass er das Weib seines Gastfreundes verführt und noch lange Zeit nachher von den Almosen des beleidigten Gatten gelebt habe."" 1854 in den „Geständnissen" wird uns das „gebratene Hähndel" nochmal aufgewärmt und aufgetischt. Vgl. VI 29: „Unter den Musterdeutschen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu sehen waren, befand sich auch Friedrich von Schlegel, welcher gewiss die gastronomische Asketik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnertums repräsentierte."

Ludwig Tieck. 1822 VII 581 und 592 wird Tieck erwähnt. Er will nach Berlin kommen und Vorlesungen halten. 1826 III 182: Tiecks Vorrede zu Uechtritz, „Alexander und Darius". 1829 III 260: „Derselbe romantische Zauber, der uns so lieblich anweht aus den phantastischen Dichtungen des Ludovicco Ariosto oder des Ludovico Tieck." 350: Tieck wird von Platen nachgeahmt. 1832 V 136: Tieck erwähnt.

1835 „romantische Schule". V 234: „Unserm vortrefflichen Herrn Tieck, einem der besten Dichter der Schule; er hatte von den Volksbüchern und Gedichten des Mittelalters soviel eingeschluckt,

dass er fast wieder ein Kind wurde und zu jener lallenden Einfalt heranblühte, die Frau v. Staël so sehr viele Mühe hatte zu bewundern." 235 verurteilt Heine Tiecks und der Romantik Vorliebe für altdeutsche Malerei. „Sternbalds Wanderungen", „Herzensergiessungen eines kunstliebenden Klosterbruders" von Tieck und Wackenroder." „Tieck hat . . . auch den bildenden Künstlern die naiven, rohen Anfänge der Kunst als Muster dargestellt. Die Frömmigkeit und Kindlichkeit dieser Werke, die sich eben in ihrer technischen Unbeholfenheit kundgiebt, wurde zur Nachahmung empfohlen." „Und will man sich einen Begriff von dem grossen Haufen der Poeten machen, die damals in allen möglichen Versarten die Dichtungen des Mittelalters nachahmten, so muss man nach dem Narrenhaus zu Charenton gehen." 239: Tiecks angeblicher Uebertritt zur katholischen Kirche. 276f.: Tieck ist der romantische Aristophanes. 277: Tiecks romantische Hinneigung zum Katholizismus. 282: „Herr Ludwig Tieck einer der thätigsten Schriftsteller der romantischen Schule. Für diese kämpfte und dichtete er. Er war Poet, ein Name, den keiner von beiden Schlegeln verdient. Er war der wirkliche Sohn des Phöbus Apollo, und wie sein ewig jugendlicher Vater führte er nicht blos die Leyer, sondern auch den Bogen . . . Er war trunken von lyrischer Lust und kritischer Grausamkeit . . . hatte er . . . irgend einen litterarischen Marsyas erbärmlichst geschunden, dann griff er mit den blutigen Fingern wieder lustig in die goldnen Saiten seiner Leyer und sang ein freudiges Minnelied. Die poetische Polemik, die Herr Tieck in dramatischer Form gegen die Gegner der Schule führte, gehört zu den ausserordentlichsten Erscheinungen unserer Litteratur. Es sind satirische Dramen." Gegen die Vergleichung mit Aristophanes erhebt Heine Widerspruch, weist 283 auf die Komödien des Gozzi als Tiecks Vorbild hin. 285: „Die Theaterkritik und die Novelle wird wieder Hauptsache; und da Herr Tieck in diesen beiden Leistungen exzelliert, so wird ihm von allen Freunden der Kunst die gebührende Bewunderung gezollt. Er ist in der That der beste Novellist in Deutschland. Jedoch alle seine erzählenden Erzeugnisse sind weder von derselben Gattung noch von demselben Werte." Erste Periode: Nicolaische Manier und in dessen Auftrage und Verlag. 286: Tieck wohnt bei Nicolai, eine Etage höher, „und die neue Zeit trampelte schon über dem Kopfe der alten Zeit". Werke der ersten Periode „unbedeutend und unpoetisch". Auch „William Lovell". „Sowie Herr Tieck mit den Schlegeln in Berührung kam, erschlossen sich alle Schätze seiner Phantasie, seines Gemütes und seines Witzes. Da leuchteten die Diamanten,

da quollen die klarsten Perlen und vor allem blitzte da der Karfunkel, der fabelhafte Edelstein, wovon die romantischen Poeten damals soviel gesagt und gesungen. Diese reiche Brust war die eigentliche Schatzkammer, wo die Schlegel für ihre litterarischen Feldzüge die Kriegskosten schöpften. Herr Tieck musste für die Schule die schon erwähnten satirischen Lustspiele schreiben und zugleich nach den neuen ästhetischen Rezepten eine Menge Poesien jeder Gattung verfertigen.“ Tiecks zweite Manier; am „empfehlenswertesten . . . Oktavian, Genofeva, Fortunat“. 287: Die alten Volksbücher sind Heine lieber als die Tieckschen Bearbeitungen. Am begeistertsten lobt er die Märchen Tiecks. „Die vorzüglichsten“ sind Ekbert und Runenberg. „Geheimnisvolle Innigkeit“, „Einverständnis mit der Natur, besonders mit dem Pflanzen- und Steinreich.“ „Verzauberter Wald“, „er hört die unterirdischen Quellen melodisch rauschen, er glaubt manchmal im Geflüster der Bäume seinen eigenen Namen zu vernehmen . . .“, „wildfremde Wunderblumen schauen ihn an mit ihren bunten sehnsüchtigen Augen . . . alles atmet, alles lauscht, alles ist schauernd erwartungsvoll: — da ertönt plötzlich das weiche Waldhorn, und auf weissem Zelter jagt vorbei ein schönes Frauenbild . . . so schön, so blond, so veilchenäugig, so lächelnd und zugleich so ernsthaft, so wahr und zugleich so ironisch, so keusch und zugleich so schmachtend wie die Phantasie unseres vortrefflichen Ludwig Tieck . . . seine Phantasie ist ein holdseliges Ritterfräulein, das im Zauberwald nach fabelhaften Tieren jagt . . .“ 288: In der dritten Manier ist Tieck ein Schüler Goethes. Heine konstatiert Abnahme der Dichterkraft Tiecks. Missverhältnis zwischen Verstand und Phantasie. Verstand ist Hofrat gewordener Nützlichkeitsphilister. „Die Tiecksche Phantasie ist noch immer das ritterliche Frauenbild . . .“ 289: „Diese beiden führen eine kuriose Ehe.“ Philisterverstand schläft des Nachts, während dann Phantasie sich erhebt „von dem ehelichen Zwangslager“, sie „besteigt ihr weisses Ross und jagt wieder lustig wie sonst im romantischen Zauberwald“. Phantasie wird allmählich auch bequem und philisterhaft. „Herr Tieck ist jedoch immer noch ein grosser Dichter. Denn er kann Gestalten schaffen, und aus seinem Herzen dringen Worte, die unsere eigenen Herzen bewegen.“ Trotzdem ist Tieck in gewisser Weise immer ein Schwächling gewesen. Das Originellste sind seine „Dramaturgischen Blätter“. 289—290: Tiecks Unwissenschaftlichkeit. 290: Tieck ahmt Servantes nach. 291 wird Tiecks Uebersetzung vorshakespearescher Dramen und des Don Quichotte gerühmt. 317 wirft Heine Tieck dessen Schweigen über Arnim vor. 333: „Tieck, den ich als einen der

besten Schriftsteller der Schule gepriesen habe.“ 334: Tieck hat kein wirksames Drama schreiben können. Auch seine Lyrik ist für das grosse Publikum verloren, er ist „die Astrallampe der Theegesellschaften.“ Von ihm ist kein einziges Lied „in unsere Seelen gedrungen“, „kein einziges Lied des Herrn Ludwig Tieck ist in unserem Ohre geblieben, das grosse Publikum kennt kein einziges Lied dieses grossen Lyrikers.“

1836 I 251:

„In Dresden sah ich einen Hund,
Der einst gehört zu den Bessern,
Doch fallen ihm jetzt die Zähne aus,
Er kann nur bellen und wässern.“

1837 Einleitung zum Don Quichotte VII 315: „Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die toten Voreltern aus dem Grabe heraus, schaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindischem Lallen sang er dabei: „Schlaf, Grossväterchen, schlafe!“ Vorrede zum Buch der Lieder 2. Aufl. I 498: „... Ludwig Tieck, dem ehemaligen romantischen Strohmian, der jetzt ein alter räudiger Muntsche geworden.“

1838 in „Shakespeares Mädchen und Frauen“ vgl. V 383: „Ritter August Wilhelm v. Schlegel und sein Schildknappe, der Hofrat Ludwig Tieck.“ V 385/6: „... hat sich Herr Tieck als Erläuterer Shakespeares einiges Verdienst erworben ... Es herrscht leider in jenen Blättern (dramaturgische) ein breitbeschaulicher, langwürdiger Bekehrungston ... Was ihm an Kenntnis der klassischen Sprachen oder gar an Philosophie abging, ersetzte er durch Anstand und Spasslosigkeit, und man glaubt Sir John auf dem Sessel zu sehen, wie er dem Prinzen eine Standrede hält. Aber trotz der ... Gravität, worunter der kleine Ludwig seine philologische und philosophische Unwissenheit, seine ignorantia zu verbergen sucht, befinden sich in den erwähnten Blättern die scharfsinnigsten Bemerkungen über die Charaktere der shakespeareschen Helden, und da begegnen wir sogar jener poetischen Anschauungsfähigkeit, die wir an den früheren Schriften des Herrn Tieck immer bewundert und mit Freuden anerkannt haben. Ach, dieser Tieck, welcher einst ein Dichter war und, wo nicht zu den Höchsten, doch zu den Hochstrebenden gezählt wurde, 386 wie ist er seitdem heruntergekommen! Wie kläglich ist das abgehaspelte Pensum, das er uns jetzt jährlich darbietet im Vergleiche mit den freien Erzeugnissen aus der früheren mondbeglänzten Märchenweltzeit. Ebenso lieb, wie er uns einst war, ebenso widerwärtig ist er uns jetzt, der ohn-

mächtige Neidhart . . . Klatschnovellen . . . Auf ihn passen so ziemlich die Worte Shakespeares: „Nichts schmeckt so ekelhaft wie Süsses, das in Verdorbenheit überging; nichts riecht so schnöde wie eine verfaulte Lilie“.“ Von anderen gelegentlichen Erwähnungen Tiecks vgl. noch 1838 V 437 contra Tiecks Ehrenrettung der „Lady Macbeth“. 1840 VII 113 Tieck ist ein Gelehrter und Mann von Charakter (ironisch gemeint).

1842 I 317: „Und ein gestiefelter Kater bringt
Den Sophokles auf die Bühne.“

Anspielung auf Tiecks Märchenkomödie „Der gestiefelte Kater“ und auf seine Bemühungen für die Aufführung der „Antigone“ in Berlin.

1844 VI 443: „Dieser Meister (Tieck) wusste immer das Vorzüglichste zu reproduzieren, sei es schreibend oder vorlesend, er verstand sogar das Naive zu machen, und er hat doch nie etwas geschaffen, was die Menge bezwang und lebendig blieb in ihrem Herzen.“

Novalis. Ueber ihn spricht Heine nicht viel, dann aber fast nur billigend. VII 414 bespricht er die romantische Vermenschlichung der Natur und führt Novalis als typisch dafür an.

V 239: Novalis' Uebertritt zum Katholizismus. 300: Romantische Naturbelebung; Ein Typus dafür ist Novalis. 301: „Novalis sah überall nur Wunder; er belauschte das Gespräch der Pflanzen, er wusste das Geheimnis jeder jungen Rose, er identifizierte sich endlich mit der ganzen Natur, und als es Herbst wurde und die Blätter abfielen, da starb er.“ Novalis ist „ganz eigentlich ein Poet aus jener Schule (Romantiker)“. Novalis wird in Paris nicht sehr viel gelesen, mehr in Deutschland und zwar von „geistreichen und poetischen Naturen“. Novalis ist kein so bedeutender Dichter wie Hoffmann. Novalis „mit seinen idealischen Gebilden schwebt immer in der blauen Luft“. 302: Seine Poesie ist eigentlich eine Krankheit, die Beurteilung seiner Schriften ist „nicht das Geschäft des Kritikers, sondern des Arztes“. „Der Rosenschein in den Dichtungen des Novalis ist nicht die Farbe der Gesundheit, sondern der Schwindsucht.“ Novalis' Liebe zu Sophie, die an der Schwindsucht starb. „In allem was er schrieb, weht diese trübe Geschichte, sein Leben war nur ein Hinsterben und er starb an der Schwindsucht.“ „Dieser Roman (Ofterdingen) ist in seiner jetzigen Gestalt nur das Fragment eines grossen allegorischen Gedichtes, das wie die „Göttliche Komödie“ des Dante alle irdischen und himmlischen Dinge feiern sollte. H. v. Ofterdingen, der berühmte Dichter ist der Held dieses Romanes. Wir sehen ihn als Jüngling in Eisenach.“

303/4 bringt Heine als Probe den Anfang des Ofterdingen. 304: „und überall in diesem Roman leuchtet und duftet die blaue Blume. Sonderbar und bedeutungsvoll ist es, dass selbst die fabelhaftesten Personen in diesem Buche uns so bekannt dünken, als hätten wir in früheren Zeiten recht traulich mit ihnen gelebt. Alte Erinnerungen erwachen, selbst Sophia trägt so wohlbekannte Gesichtszüge, und es treten uns ganze Buchenalleen ins Gedächtnis, wo wir mit ihr auf- und abgegangen und heiter mit ihr gekost. Aber das Alles liegt so dämmernd hinter uns wie ein halbvergessener Traum. Die Muse des Novalis war ein schlankes weisses Mädchen mit ernsthaft blauen Augen . . .“ 304—306 erzählt Heine zur Charakterisierung der Novalisschen Poesie die Geschichte eines lieblichen, jungen, schwindsüchtigen Mädchens, das bis zu ihrem Tode im Ofterdingen las. 306: „Unter dieser Pappel liegt jetzt Mademoiselle Sophia, und ihr hinterlassenes Andenken, das Buch in rotem Maroquin mit Goldschnitt, der „Heinrich von Ofterdingen“ des Novalis, liegt eben jetzt vor mir auf meinem Schreibtisch, und ich benutzte es bei der Abfassung dieses Kapitels.“

Clemens Brentano. Wird VII 221 erwähnt. V 239: Seine religiöse Wandlung.

Interessant ist Heines liebevolle und eingehende Schilderung des brentanoschen Dichtercharakters im Anfange des dritten Buches der „romantischen Schule“. V 307 f.: „Kennt ihr China . . .? Das ganze Land ist ein Raritätenkabinett . . . Die Natur mit ihren grellen verschnörkelten Erscheinungen, abenteuerlichen Riesenblumen, Zwergbäumen, verschnitzelten Bergen, barockwollüstigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln ist dort eine ebenso fabelhafte Karrikatur wie der Mensch mit seinem spitzigen Zopfkopf, seinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Wesen und kindisch einsilbiger Sprache. Mensch und Natur können dort einander nicht ohne innere Lachlust ansehen . . . Dächer . . . woran lauter metallne Glöckchen hängen . . ., sodass sogar der Wind, wenn er vorbeistreift, durch ein närrisches Geklingel sich lächerlich machen muss. In einem solchen Glockenhause wohnte einst eine Prinzessin, deren Füsschen noch kleiner waren als die der übrigen Chinesinnen, deren kleine schräg geschlitzte Aeuglein noch süss träumerischer zwinkerten als die der übrigen Damen des himmlischen Reichs und in deren kleinem, kichernden Herzen die allertollsten Launen nisteten. Es war nämlich ihre höchste Wonne, wenn sie kostbare Seiden und Goldstoffe zerreissen konnte. Wenn das recht knisterte und knackte unter ihren zerreissenden Fingern, dann jauchzte sie vor Entzücken. Als sie aber endlich ihr ganzes Vermögen an solcher

Liebhaberei verschwendet, als sie all ihr Hab und Gut zerrissen hatte, ward sie auf Anraten sämtlicher Mandarine als eine unheilbar Wahnsinnige in einen runden Turm gesperrt. Diese chinesische Prinzessin, die personifizierte Caprice, ist zugleich die personifizierte Muse eines deutschen Dichters, der in einer Geschichte der romantischen Poesie nicht unerwähnt bleiben darf. Es ist die Muse, die uns aus den Poesien des Herrn Clemens Brentano so wahnsinnig entgegenlacht. Da zerreisst sie die glattesten Atlasschleifen und die glänzendsten Goldtressen, und ihre zerstörungssüchtige Liebenswürdigkeit und ihre jauchzende blühende Tollheit erfüllt unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüsterner Angst. Seit 15 Jahren lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeschlossen ja eingemauert in seinem Katholizismus. Es gab nichts Kostbares mehr zu zerreissen. Er hat, wie man sagt, die Herzen zerrissen, die ihn liebten, und jeder seiner Freunde klagt über mutwillige Verletzung. Gegen sich selbst und sein poetisches Talent hat er am meisten seine Zerstörungssucht geübt. Ich mache besonders aufmerksam auf sein Lustspiel dieses Dichters, betitelt „Ponce de Leon". Es giebt nichts Zerrisseneres als dieses Stück, sowohl in Hinsicht der Gedanken als auch der Sprache. Aber alle diese Fetzen leben und kreiseln in bunter Lust. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu sehen. Das tummelt sich alles in süssester Verwirrung, und nur der gemeinsame Wahnsinn bringt eine gewisse Einheit hervor. Wie Harlekine rennen die verrücktesten Wortspiele durch das ganze Stück und schlagen überall mit ihrer glatten Pritsche. Eine ernsthafte Redensart tritt manchmal auf, stottert aber wie der Dottore von Bologna. Da schleudert eine Phrase wie ein weisser Pierrot mit zu weiten schlappenden Aermeln und allzugrossen Westenknöpfen. Da springen bucklichte Witze mit kurzen Beinchen, wie Polizinelle. Liebesworte wie neckende Columbinen flattern umher, mit Wehmut im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und schnarrt, und drüberhin erschallen die Trompeten der bacchantischen Zerstörungslust." 309 wird „die Gründung Prags" besprochen, „wo man von den geheimnisvollsten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauschen die dunkeln böhmischen Wälder, da wandern noch die zornigen Slawengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenrot des Christentums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geschrieben, namentlich die Geschichte vom braven Casperl und dem schönen Nannerl" (bei Brentano Annerl). Der Inhalt wird erzählt. Dann weiter: „Herr Clemens Brentano

... lebt zu Frankfurt einsiedlerisch zurückgezogen als ein korrespondierendes Mitglied der katholischen Propaganda. Sein Name ist in der letzten Zeit fast verschollen, und nur wenn die Rede von den Volksliedern, die er mit seinem Freunde Achim v. Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt.“ 310—317 bespricht dann Heine ausführlich „des Knaben Wunderhorn“. 317 stellt er Achim v. Arnim über Brentano. 351 Brentanos Aehnlichkeit mit Uhland: „dass Herr Clemens Brentano seine meisten Lieder in derselben Tonart und Gefühlsweise wie Herr Uhland gedichtet hat, versteht sich von selbst; sie schöpften beide aus derselben Quelle, dem Volksgesange, und bieten uns denselben Trank“.

Achim v. Arnim. V 310 ff.: Herausgabe des Wunderhorns. 317: Arnim ist bedeutender als Brentano. Und weiter: „Ludwig Achim von Arnim ist ein grosser Dichter und war einer der originellsten Köpfe der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen würden an diesem Dichter mehr als an jedem andern deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann sowohl als den Novalis. Er wusste noch inniger als dieser in die Natur hineinzuleben und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören als Hoffmann. Ja, wenn ich Hoffmann selbst zuweilen betrachtete, so kam es mir vor, als hätte Arnim ihn gedichtet. Im Volke ist dieser Schriftsteller ganz unbekannt geblieben, und er hat nur ein Renommee unter den Litteraten.“ Dieses reicht aber nicht an Arnims Wert heran. Heine schilt die Gebrüder Schlegel und Tieck wegen ihres Ausschweigens über Arnim. 318: den katholischen und katholisierenden Romantikern war Arnim zu protestantisch. Seine Unpopularität leitet Heine von der Unwirklichkeit und Unsinnlichkeit arnimscher Gestalten ab. „Das Volk will bewegt werden. Dieses Bedürfnis konnte aber Arnim nicht befriedigen. Er war kein Dichter des Lebens, sondern des Todes. In allem, was er schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung, die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren ... nahen sich uns heimlich und flüstern uns leise ins Ohr: „Wir sind tot“.“ 318 bis 325 werden Arnims Dichtercharakter und Werke eingehend und sehr anteilvoll geschildert. Heine betont das Element des Grausens. Darüber vgl. unten bei „Poesie des Grausens“. Hier noch folgendes. 318: „Die arnimsche Grazie, die über jede dieser Dichtungen verbreitet ist wie das Lächeln eines Kindes, aber eines toten Kindes. Arnim kann die Liebe schildern, zuweilen auch die

Sinnlichkeit, aber sogar da können wir nicht mit ihm fühlen, wir sehen schöne Leiber, wogende Busen, fein gebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieses alles.“ 319: Arnim ist ein Totenbeschwörer, aber selbst seine Gespenster fürchten sich vor ihm. „Arnim . . . schrieb dramatische Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen sind voll intimer Poesie, namentlich . . . „der Auerhahn“. Die erste Szene wäre selbst des allergrössten Dichters nicht unwürdig.“ Sie wird erzählt. Dann weiter: „Arnims Romane heissen: „Die Kronwächter“ und „Die Gräfin Dolores“. Auch erstere hat einen vortrefflichen Anfang.“ 319 u. 320 wird dieser geschildert. 320 wird „Die Gräfin Dolores“ besprochen und der Inhalt kurz erzählt. „Unter Arnims Novellen dünkt mir die kostbarste seine „Isabella von Aegypten“.“ Darüber lässt sich Heine sehr eingehend aus, vgl. V 320—325 und unten unter „Poesie des Grausens“. 352 wird Arnims Zeitschrift „Tröst Einsamkeit“ erwähnt.

Chamisso. 1826 III 33: „Als ich mich ins Fremdenbuch (Gasthaus zur Krone in Clausthal im Harz) einschrieb und im Monat Juli blätterte, fand ich auch den vielteuern Namen Adalbert von Chamisso, den Biographen des unsterblichen Schlemihl. Der Wirt erzählte mir: Dieser Herr sei in einem unbeschreibbar schlechten Wetter angekommen und in einem ebenso schlechten Wetter wieder abgereist.“ 1835 V 351: „Von Adalbert von Chamisso darf ich hier (romantische Schule) eigentlich nicht reden; obgleich Zeitgenosse der romantischen Schule, an deren Bewegungen er teilnahm, hat doch das Herz dieses Mannes sich in der letzten Zeit so wunderbar verjüngt, dass er in ganz neue Tonarten überging, sich als einen der eigentümlichsten und bedeutendsten modernen Dichter geltend machte und weit mehr dem jungen als dem alten Deutschland angehört. Aber in den Liedern seiner früheren Periode weht derselbe Odem, der uns auch aus den Uhlandschen Gedichten entgegenströmt; derselbe Klang, dieselbe Farbe, derselbe Duft, dieselbe Wehmut, dieselbe Thräne . . . Chamissos Thränen sind vielleicht rührender, weil sie, gleich einem Quell, der aus einem Felsen springt, aus einem weit stärkeren Herzen hervorbrechen.“ 1837 I 498: „Adalbert von Chamisso, der mit jedem Jahre sich blütenreicher verjüngt.“ Noch 1855 in der Vorrede zur französischen Ausgabe seiner Werke sagt Heine IV 570: „. . . je n'ai pu parler . . . de plusieurs de nos grands poëtes allemands . . . Parmi ces grands poëtes se trouvent aussi quelques poëtes lyriques . . . De ce nombre sont quatre dont le talent égale celui de nos plus grands poëtes, ce sont feu mon ami

Adalbert de Chamisso . . . poëtes allemands d'un ordre supérieur . . . plusieurs grands auteurs . . . hommes d'un grand génie. Ce sont des géants quand on les compare à ces auteurs de l'école romantique . . . et ils peuvent sans contredit être regardés comme les poëtes les plus distingués de l'Allemagne pendant la période de Goethe."

Kleist. Die Stelle IV 570 bezieht sich auch auf Kleist, vgl. ibid. VII 414: „Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen . . . man entdeckt in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur, Magnetismus, Elektrizität, anziehende und abstossende Pole — Heinrich von Kleist." VII 579: „Es ist jetzt bestimmt, dass das Kleistsche Schauspiel: „Der Prinz von Homburg oder die Schlacht bei Fehrbellin" nicht auf unserer Bühne erscheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, dass ihr Ahnherr in einer unedeln Gestalt darin erscheine. Dieses Stück ist noch immer ein Erisapfel in unsern ästhetischen Gesellschaften. Was mich betrifft, so stimme ich dafür, dass es gleichsam vom Genius der Poesie selbst geschrieben ist, und dass es mehr Wert hat, als jene Farzen und Spektakelstücke und Honwaldsche Rühreier, die man uns täglich auftischt." III 136: „Das Leben ist der Güter höchstes, und das schlimmste Uebel ist der Tod. Mögen Berlinische Gardelieutenants immerhin spötteln und es Feigheit nennen, dass der Prinz von Homburg zurückschaudert, wenn er sein offenes Grab erblickt — Heinrich Kleist hatte dennoch ebensoviel Kourage wie seine hochbrüstigen, wohlgeschnürten Kollegen und er hat es leider bewiesen." IV 508 nennt Heine Kleist neben Goethe und anderen einen „Grossdichter."

Ludwig Uhland. 1824 III 62: Auf dem Brocken singen die Studenten Lieder von Uhland. 1835 V 333: „Man wird mich daher nicht missverstehen, wenn . . . von Herrn Ludwig Uhland eine spätere und kärglichere Meldung geschieht. Diese drei Schriftsteller verdienen vielmehr ihrem Werte nach weit ausführlicher besprochen und gerühmt zu werden. . . . Herr Ludwig Uhland ist der einzige Lyriker der Schule, dessen Lieder in die Herzen der grossen Menge gedrungen sind und noch jetzt im Munde der Menschen leben." 334: „Während die Lieder unseres vortrefflichen Uhland in Wald und Thal erschollen und noch jetzt von wilden Studenten gebrüllt und von zarten Jungfrauen gelispelt werden," 339: „der eigentliche Liederdichter aber ist Herr Ludwig Uhland. . . . Dieser Schriftsteller hat einen Band Gedichte, zwei Tragödien und zwei Abhandlungen über Walther von der Vogelweide und über französische Troubadouren geschrieben." 340: „Es sind zwei kleine historische Unter-

suchungen und zeugen von fleissigem Studium des Mittelalters. Die Tragödien heissen „Ludwig der Bayer“ und „Herzog Ernst v. Schwaben“. Erstere habe ich nicht gelesen; ist mir auch nicht als die vorzüglichere gerühmt worden. Die zweite jedoch enthält grosse Schönheiten und erfreut durch Adel der Gefühle und Würde der Gesinnung. Es weht darin ein süsser Hauch der Poesie . . . Deutsche Treue ist das Thema dieses Dramas, und wir sehen sie hier, stark wie eine Eiche, allen Stürmen trotzen; deutsche Liebe blüht, kaum bemerkbar, in der Ferne, doch ihr Veilchenduft dringt uns um so rührender ins Herz. Dieses Drama oder vielmehr dieses Lied enthält Stellen, welche zu den schönsten Perlen unsrer Litteratur gehören. Aber das Theaterpublikum hat das Stück dennoch mit Indifferenz aufgenommen oder vielmehr abgelehnt. Ich will die guten Leute des Parterres nicht allzu bitter darob tadeln. Diese Leute haben bestimmte Bedürfnisse, deren Befriedigung sie vom Dichter verlangen. . . . Das Publikum . . . gleicht ganz dem hungrigen Beduinen in der Wüste, der einen Sack mit Erbsen gefunden zu haben glaubt und ihn hastig öffnet; aber ach! es sind nur Perlen . . . Uhlands Perlen findet es (das Publikum) ungeniessbar.“ 344: „Ich bin in diesem Augenblick in einer sonderbaren Verlegenheit. Ich darf die Gedichtesammlung des Herrn Ludwig Uhland nicht unbesprochen lassen, und dennoch befinde ich mich in einer Stimmung, die keineswegs solcher Besprechung günstig ist. Schweigen könnte hier als Feigheit oder gar als Perfidie erscheinen, und ehrliche offne Worte könnten als Mangel an Nächstenliebe gedeutet werden. In der That, die Sippen und Magen der Uhlandschen Muse und die Hintersassen seines Ruhmes werde ich mit der Begeisterung, die mir heute zu Gebote steht, schwerlich befriedigen. Aber ich bitte Euch, Zeit und Ort, wo ich dieses niederschreibe, gehörig zu ermessen. Vor zwanzig Jahren, ich war ein Knabe, ja damals, mit welcher überströmenden Begeisterung hätte ich den vortrefflichen Uhland zu feiern vermocht! Damals empfand ich seine Vortrefflichkeit vielleicht besser als jetzt; er stand mir näher an Empfindung und Denkvermögen. Aber so vieles hat sich seitdem ereignet. Was mir so herrlich dünkte, jenes . . . wie bitter ward es mir seitdem verleidet. Ja, einst war es anders. Wie oft auf den Trümmern des alten Schlosses zu Düsseldorf am Rhein sass ich und deklamierte vor mich hin das schönste aller Uhlandschen Lieder:

„Der schöne Schäfer zog so nah'
Vorüber an dem Königsschloss
— — — etc.“

Heine bringt nun 344 und 345 das ganze Lied. Die letzte Strophe 345:

> Er rief hinauf so klagevoll:
> „Willkommen, Königstöchterlein!"
> Ein Geisterlaut herunterscholl:
> „Ade, du Schäfer mein!"

Und weiter: „Wenn ich auf den Ruinen des alten Schlosses sass und dieses Lied deklamierte, hörte ich auch wohl zuweilen, wie die Nixen im Rhein, der dort vorbeifliesst, meine Worte nachäfften, und das seufzte und das stöhnte aus den Fluten mit komischem Pathos:

> „Ein Geisterlaut herunterscholl,
> Ade, du Schäfer mein!"

346: „Das war die Zeit und der Ort, wo ich für die „Gedichte von Ludwig Uhland" begeistert war. Dasselbe Buch habe ich wieder in Händen, aber zwanzig Jahre sind seitdem verflossen . . . Der alte Spuk wirkt nicht mehr auf mein Gemüt." Heine schildert das Pariser Leben. Und weiter: „Ist das nun der Ort, wo man Uhlands Gedichte lesen kann? Dreimal habe ich den Schluss des oben erwähnten Gedichtes mir vordeklamiert, aber ich empfinde nicht mehr das unnennbare Weh, das mich einst ergriff, wenn das Königstöchterlein stirbt und der schöne Schäfer so klagevoll zu ihr hinaufrief: „Willkommen, Königstöchterlein!"

> „Ein Geisterlaut herunterscholl,
> Ade, du Schäfer mein!"

347: „Vielleicht erging es Herren Uhland selber nicht besser als uns. Auch seine Stimmung muss sich seitdem etwas verändert haben. Mit geringen Ausnahmen hat er seit zwanzig Jahren keine neue Gedichte zu Markte gebracht. Ich glaube nicht, dass dieses schöne Dichtergemüt so kärglich von der Natur begabt gewesen und nur einen einzigen Frühling in sich trug. Nein, ich erkläre mir das Verstummen Uhlands vielmehr aus dem Widerspruch, worin die Neigungen seiner Muse mit den Ansprüchen seiner politischen Stellung geraten sind. Der elegische Dichter, der die katholisch feudalistische Vergangenheit in so schönen Balladen und Romanzen zu besingen wusste, der Ossian des Mittelalters, wurde seitdem . . . ein eifriger Vertreter der Volksrechte, ein kühner Sprecher für Bürgergleichheit und Geistesfreiheit." Diese demokratische Richtung Uhlands ist echt. „Aber eben weil er es mit der neuen Zeit so ehrlich meinte, konnte er das alte Lied von der alten Zeit nicht mehr mit der vorigen Begeisterung

weitersingen; und da sein Pegasus nur ein Ritterross war, das gern in die Vergangenheit zurücktrabte, aber gleich stätig wurde, wenn es vorwärts sollte in das moderne Leben, da ist der wackere Uhland lächelnd abgestiegen, liess ruhig absatteln und den unfügsamen Gaul nach dem Stall bringen!“ 347: Uhland wird als sentimentaler Anachronist geschildert. 348: „Wenn man die Frauen der Uhlandschen Gedichte genau betrachtet, so sind es nur schöne Schatten, verkörperter Mondschein, in den Adern Milch, in den Augen süsse Thränen, nämlich Thränen ohne Salz ... die Uhlandschen Ritter ... als beständen sie aus Harnischen von Blech, worin lauter Blumen stecken statt Fleisch und Knochen. ... Herr Uhland wollte uns keineswegs in wahrhafter Kopei die deutsche Vergangenheit vorführen, er wollte uns vielleicht nur durch ihren Widerschein ergötzen: und er liess sie freundlich zurückspiegeln von der dämmernden Fläche seines Geistes. Dieses mag seinen Gedichten vielleicht einen besonderen Reiz verleihen und ihnen die Liebe vieler sanften und guten Menschen erwerben ... Sogar Männer, die für die moderne Zeit Partei gefasst, bewahren immer eine geheime Sympathie für die Ueberlieferungen alter Tage ... Und es ist leicht begreiflich, dass die Balladen und Romanzen unsers vortrefflichen Uhland nicht bloss bei Patrioten von 1813, bei frommen Jünglingen und minniglichen Jungfrauen, sondern auch bei manchen Höhergekräftigten und Neudenkenden den schönsten Beifall finden. ... Jene älteren Patrioten müssen an der Uhlandschen Muse das süsseste Wohlgefallen finden, da die meisten seiner Gedichte ganz von dem Geiste ihrer Zeit geschwängert sind, einer Zeit, wo sie selber noch in Jugendgefühlen und stolzen Hoffnungen schwelgten. Diese Vorliebe für Uhlands Gedichte überlieferten sie ihren Nachbetern, und den Jungen auf den Turnplätzen ward es einst als Patriotismus angerechnet, wenn sie sich Uhlands Gedichte anschafften ...“ 349 bringt Heine Uhlands Gedicht „Vorwärts“. 350: „Herr Uhland repräsentiert ein ganze Periode, und er repräsentiert sie jetzt fast allein, da die anderen Repräsentanten derselben in Vergessenheit geraten und sich wirklich in diesem Schriftsteller alle resumieren. Der Ton, der in den Uhlandschen Liedern, Balladen und Romanzen herrscht, war der Ton aller seiner romantischen Zeitgenossen ...“, vgl. 350ff. 351 oben: Heine tadelt die archaistische Sprache Uhlands. 351 unten: „Die Gedichte, die Herr Uhland in südlichen Versarten geschrieben, sind ebenfalls den Sonetten, Assonanzen und Ottavarime seiner Mitschüler von der romantischen Schule aufs innigste verwandt, und man kann sie nimmermehr, sowohl der

Form als des Tones nach, davon unterscheiden . . .“ 352: „Uhland findet man nur noch mit Mühe in verschollenen Sammlungen . . . in einigen Frauen- und Musenalmanachen . . . in alten Zeitschriften . . . in den damaligen Tagesblättern und Gott weiss mehr wo! . . . Herr Uhland ist nicht der Vater, sondern er ist selbst nur das Kind einer Schule, die ihm einen Ton überliefert, der ihr ebenfalls nicht ursprünglich angehört, sondern den sie aus früheren Dichterwerken mühsam hervorgequetscht hatte. Aber als Ersatz für diesen Mangel an Originalität, an eigentümlicher Neuheit, bietet Herr Uhland eine Menge Vortrefflichkeiten, die ebenso herrlich wie selten sind. Er ist der Stolz des glücklichen Schwabenlands, und alle Genossen deutscher Zunge erfreuen sich dieses edlen Sängergemütes. In ihm resumieren sich die meisten seiner lyrischen Gespiele von der romantischen Schule, die das Publikum jetzt in dem einzigen Manne liebt und verehrt. Und wir verehren und lieben ihn jetzt vielleicht um so inniger, da wir im Begriff sind, uns auf immer von ihm zu trennen.“ 353: „Das fromme friedsame Deutschland! — es wirft einen wehmütigen Blick auf die Vergangenheit, die es hinter sich lässt, noch einmal beugt es sich gefühlvoll hinab über jene alte Zeit, die uns aus Uhlands Gedichten so sterbegleich anschaut, und es nimmt Abschied mit einem Kusse. Und noch einen Kuss, meinetwegen sogar eine Thräne! Aber lasst uns nicht länger weilen in müssiger Rührung . . .“ Heine zitiert dann nochmals die erste Strophe aus dem Uhlandschen Gedichte „Vorwärts“.

1837 IV 508: „Der Wert deutscher Tragödien, wie die von Goethe, Schiller, Kleist, Immermann, Grabbe, Oehlenschläger, Uhland, Grillparzer, Werner und dergleichen Grossdichtern, besteht mehr in der Poesie als in der Handlung und Passion.“ 1838 VII 335 f.: „Und nun lass uns ernsthaft reden, lieber Leser; was ich dir jetzt noch zu sagen habe, verträgt sich nicht mit dem scherzenden Tone, mit der leichtsinnig guten Laune, die mich beseelte, während ich diese Blätter (Schwabenspiegel, contra schwäbische Dichterschule) schrieb. Es liegt mir drückend etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigste Geständnis nötig wäre. Ich hege nämlich eine grosse Scheu, bei Gelegenheit — der schwäbischen Schule auch von Ludwig Uhland zu sprechen, von dem grossen Dichter, den ich schier zu beleidigen fürchte, wenn ich seiner in so kläglicher Gesellschaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den Ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genossen ausgeben, so könnte man hier jedes Verschweigen seines Namens für eine Unredlichkeit

halten.“ 336: „Weit entfernt an seinen Werken zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich seinen Dichtungen zolle, mit den volltönendsten Worten an den Tag geben. Es wird sich mir bald dazu eine passendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, dass sich in meiner früheren Beurteilung (vgl. oben) des trefflichen Sängers zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verstimmungen einschleichen konnten, dass ich aber nie die Absicht hegte, an seinem inneren Werte, an seinem Talente selbst eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhistorischen Beziehungen, über die äusseren Verhältnisse seiner Muse, habe ich unumwunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden missfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen.“ Heine greift auf seine Besprechung Uhlands in der „romantischen Schule“ zurück. Und weiter: „Ebenso . . . ist auch Uhland längst verstorben und hat vor jenen edlen Leichen (Romantiker) nur das grössere Verdienst, dass er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein ebenso widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn sie den grossen Toten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren — oder wenn sie gar den erblichenen Helden wohlgeharnischt aufs hohe Pferd packen wie einst die Spanier ihren Cid und solchermassen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen! Das fehlte mir noch, dass ich auch im Gebiete der Kunst mit Toten zu kämpfen hätte.“ Die „passendere Gelegenheit“ hat Heine aber nicht mehr gefunden oder finden wollen. Vgl. noch folgende auf Uhland bezügliche Stellen aus Heine nachgelassenen Werken. VII 415: „In den Uhlandschen Gedichten sind die Gräber der Liebe mit hübschen Blümchen, Immortellen und Kreuzchen verziert, wie von Händen gefühlsvoller Predigerstöchter . . . Die Helden des Uhland sind immer Schwaben, und zwar Gelbfüssler.“

II 222: „Zwölf Krüge Seidlitzer Wasser vermach'
Ich dem edlen Dichtergemüt, das, ach!
Seit Jahren leidet an Sangesverstopfung;
Ihn tröstete Liebe, Glaube und Hoffnung.“

E. Th. Hoffmann. Heines Urteil über ihn ist wohl nie hart. 1821 nennt er in einer Rezension (vgl. VII 172) als vielgelesene Schriftsteller Jean Paul, Hoffmann, Klauren und Karoline

Fouqué. Klaurens Gesellschaft war damals für Heine noch nicht anrüchig. In den Briefen aus Berlin 1822 spricht er öfter über E. Th. Hoffmann. VII 568: „Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrat Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben . . .“ 569: Anzeige von Hoffmanns „Der Floh“. 580: Einige Nachricht über „Der Floh“ ibid: „Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.“ 594/95: Heine giebt zunächst eine Rezension von Hoffmanns „Der Floh“. Unter anderm: „Die Kontraste, die auf solche Weise der indische Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem Buche nicht so pikant wie im goldnen Topf . . . Ueberhaupt ist die Gemütswelt, die Hoffmann so herrlich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist göttlich, die übrigen sind unerquicklich etc.“ Heine wendet sich gegen die Allegorie im „Floh“: „ich glaube, dass ein Roman keine Allegorie sein soll.“ Und weiter: „ . . . weil ich Hoffmanns frühere Werke so sehr schätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigsten, die unsere Zeit hervorgebracht. Alle tragen sie das Gepräge des Ausserordentlichen. Jeden müssen die Phantasiestücke ergötzen. In den Elixieren des Teufels liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann . . . In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden sein. In den Nachtstücken ist das Grässlichste und Grauenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben. Die kleinen Novellen, die meistens unter dem Titel Serapionsbrüder gesammelt sind, und wozu auch Klein Zaches zu rechnen ist, sind nicht so grell, zuweilen sogar lieblich und heiter. Der Theaterdirektor ist ein ziemlich mittelmässiger Schelm. In dem Elementargeist ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin. Aber Prinzessin Brambillo ist eine gar köstliche Schöne, und wem diese durch ihre Wunderlichkeit nicht den Kopf schwindlich macht, der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den einen noch den andern.“ 395/96 vergleicht Heine Jean Pauls und Hoffmanns Manier. Erwähnt wird Hoffmann 1826 III 25: „Der selige Hoffmann würde die Wolken buntscheckig bemalt haben.“

1835 in der „romantischen Schule“. Vgl. V 300: „Die andern hatten einige Zauberformeln sich gemerkt, womit man etwas Mensch-

liches aus der Natur hervorschauen und hervorsprechen lassen konnte, . . . waren . . . Beschwörer, sie riefen mit eignem Willen sogar die feindlichen Geister aus der Natur hervor, sie glichen dem arabischen Zauberer, der nach Willkür jeden Stein zu beleben, und jedes Leben zu versteinern weiss." Vertreter dieser Richtung ist Hoffmann. 301: „Hoffmann . . . sah überall nur Gespenster, sie nickten ihm entgegen aus jeder chinesischen Theekanne und jeder Berliner Perrücke; er war ein Zauberer, der die Menschen in Bestien verwandelte und diese sogar in königlich preussische Hofräte; er konnte die Toten aus den Gräbern hervorrufen, aber das Leben selbst stiess ihn von sich als einen trüben Spuk. Das fühlte er; er fühlte, dass er selbst ein Gespenst geworden; die ganze Natur war ihm jetzt ein missgeschliffener Spiegel, worin er tausendfältig verzerrt nur seine eigene Totenlarve erblickte, und seine Werke sind nichts anderes als ein entsetzlicher Angstschrei in zwanzig Bänden . . . Bei uns in Deutschland ist jetzt Hoffmann keineswegs en vogue, aber er war es früher. In seiner Periode wurde er viel gelesen, aber nur von Menschen, deren Nerven zu stark oder zu schwach waren, als dass sie von gelinden Akkorden affiziert werden konnten . . . Hoffmann war als Dichter viel bedeutender als Novalis." 302: Hoffmanns Poesie war eine „Krankheit". „Die Purpurglut in Hoffmanns „Phantasiestücken" ist nicht die Flamme des Genies sondern des Fiebers." 304: „Es war eine thätige, wirtschaftliche, praktische Frau, und doch bestand ihr einziges Vergnügen darin, Hoffmannsche Romane zu lesen. In Hoffmann fand sie den Mann, der es verstand, ihre derbe Natur zu rütteln und in angenehme Bewegung zu setzen etc., vgl. 304—306. 305 werden Hoffmanns Romane als Berauschungsmittel ähnlich wie Branntwein bezeichnet. Als der Posthalterin der Hoffmann nicht mehr genügt, ersetzt sie ihn durch Branntwein. 317 wird Hoffmann mit Arnim verglichen, dessen Poesie noch grausiger sei. 334 werden Hoffmanns Mitteilungen aus den „Serapionsbrüdern" über Zach. Werner angeführt. 335: Biograph Hoffmanns ist der Kriminalrat Hitzig. 1837 IV 557 wird Hoffmann mit Berlioz lobend verglichen.

Fouqué. Heines Stellung zu ihm ist sehr freundlich, aber er betrachtet ihn im allgemeinen nur als einen liebenswerten Don Quichotte, den er in harmloser Weise verspottet und doch wieder verehrt. 1822 VII 594 wird Fouqués neu erschienener Roman „Der Flüchtling" angezeigt. VII 597 wird Fouqué erwähnt als einer der vorzüglicheren Vertreter des deutschen Romans. 1825 I 112: „Sein (des Teufels) Lieblingspoet ist noch immer Fouqué." 1831 VII 292: „Es geht gegen die Franzosen . . . Körners

„Leyer und Schwert“ soll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten.“ 1832 V 200: „Es ist darin ein süssliches Geklage über die gute alte Zeit, die leider verschwunden mit ihren chevaleresken Gestalten, mit ihren Kreuzzügen, Turnieren, Wappenherolden, ehrsamen Bürgern, frommen Nonnen, minniglichen Damen, Troubaduren und sonstigen Gemütlichkeiten, sodass man erinnert wird an die feudalistischen Romane eines berühmten deutschen Dichters (Fouqué), in dessen Kopf mehr Blumen als Gedanken blühten, dessen Herz aber voller Liebe war.“

1835 „romantische Schule“. V 333: „Der Herr Baron de la Motte-Fouqué war der einzige Dichter der Schule, dessen Romane das ganze Publikum ansprachen.“ 334: „Während Herr de la Motte-Fouqué von der Herzogin bis zur Wäscherin mit gleicher Lust gelesen wurde, und als die Sonne der Leihbibliotheken strahlte.“ 336: Fouqué ist „vortrefflich“, „gehört zu den Sangeshelden oder Heldensängern, deren Leyer und Schwert während dem sogenannten Befreiungskriege am lautesten erklang. Sein Lorbeer ist von echter Art. Er ist ein wahrer Dichter und die Weihe der Poesie ruht auf seinem Haupt. Wenigen Schriftstellern ward so allgemeine Huldigung zu teil wie einst unserem vortrefflichen Fouqué. Jetzt hat er seine Leser nur noch unter dem Publikum der Leihbibliotheken. Aber dieses Publikum ist immer gross genug, und Herr Fouqué kann sich rühmen, dass er der einzige von der romantischen Schule ist, an dessen Schriften auch die niederen Klassen Geschmack gefunden.“ 337: „Während man in den ästhetischen Theezirkeln Berlins über den heruntergekommenen Ritter die Nase rümpfte, fand ich in einer kleinen Harzstadt ein wunderschönes Mädchen, welches von Fouqué mit entzückender Begeisterung sprach und errötend gestand, dass sie gern ein Jahr ihres Lebens dafür hingäbe, wenn sie nur einmal den Verfasser der „Undine“ küssen könnte . . . Aber welch ein wunderliebliches Gedicht ist die „Undine“! Dieses Gedicht ist selbst ein Kuss; der Genius der Poesie küsste den schlafenden Frühling, und dieser schlug lächelnd die Augen auf, und alle Rosen dufteten, und alle Nachtigallen sangen, und was die Rosen dufteten und die Nachtigallen sangen, das hat unser vortrefflicher Fouqué in Worte gekleidet, und er nannte es „Undine“.“ Der Inhalt wird erzählt. Und weiter: „Die „Undine“ könnte man als die Muse der Fouquéschen Poesie betrachten. Obgleich sie unendlich schön ist, obgleich sie eben so leidet wie wir und irdischer Kummer sie hinlänglich belastet, so ist sie doch kein eigentlich menschliches

Wesen. Unsere Zeit aber stösst alle solche Luft- und Wassergebilde von sich, selbst die schönsten, sie verlangt wirkliche Gestalten des Lebens, und am wenigsten verlangt sie Nixen, die in adelige Ritter verliebt sind. Das war es. Die retrograde Richtung, das beständige Loblied auf den Geburtadel, die unaufhörliche Verherrlichung des alten Feudalwesens, die ewige Rittertümelei missbehagte am Ende den bürgerlich Gebildeten im deutschen Publikum, und man wandte sich ab von dem unzeitgemässen Sänger . . . u. s. w.", „und als der ingeniöse Hidalgo Friedrich de la Motte-Fouqué sich immer tiefer in seine Ritterbücher versenkte . . . da mussten sogar seine besten Freunde sich kopfschüttelnd von ihm abwenden." 338: „Die Werke, die er in dieser späteren Zeit schrieb, sind ungeniessbar. Die Gebrechen seiner früheren Schriften sind hier aufs höchste gesteigert. Seine Rittergestalten bestehen nur aus Eisen und Gemüt; sie haben weder Fleisch noch Vernunft . . . u. s. w." Die Manieriertheit Fouqués wird des weiteren erörtert und streng verurteilt. 339: „Die Zahl der Fouquéschen Romane ist Legion; er ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller. „Der Zauberring" und „Thiodolph der Isländer" verdienen besonders rühmend angeführt zu werden. Seine metrischen Dramen, die nicht für die Bühne bestimmt sind, enthalten grosse Schönheiten. Besonders „Sigurd der Schlangentöter" ist ein kühnes Werk . . . Sigurd . . . ist stark wie die Felsen von Norweg und ungestüm wie das Meer, das sie umrauscht. Er hat so viel Mut wie hundert Löwen und so viel Verstand wie zwei Esel. Herr Fouqué hat auch Lieder gedichtet. Sie sind die Lieblichkeit selbst. Sie sind so leicht, so bunt, so glänzend, so heiter dahinflatternd; es sind lyrische Kolibri."

1837 VII 315: „dass unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte-Fouqué ist nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien" und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht blos das Talent, sondern auch den Mut, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des „Don Quichotte" seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Litteratur diese Vorliebe für das Rittertum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied nehmen von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht sind, nahmen wir Ab-

schied mit einem Kusse" (vgl. den ähnlichen Gedanken in V 352/53). 1838 VII 336: Fouqué ist längst gestorben, weiss es aber nicht.

1844 II 436: „Das ist so rittertümlich und mahnt
An der Vorzeit holde Romantik
An die Burgfrau Johanna v. Montfaucon (v. Kotzebue)
An den Freiherrn Fouqué, Uhland, Tieck."

1854 VI 31: „Ein deutscher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte-Fouqué, welcher damals . . . auf seiner hohen Rosinante in Paris einritt. Er war ein Don Quichotte vom Wirbel zur Zehe; las man seine Werke so bewunderte man — Cervantes."

Zacharias Werner. 1835 „romantische Schule". V 233f.: „ward der Calderon übersetzt . . . denn bei jenem fand man die Poesie des Mittelalters am reinsten ausgeprägt, und zwar in ihren beiden Hauptmomenten, Rittertum und Mönchtum. Die frommen Komödien des kastilianischen Priesterdichters, dessen poetische Blumen mit Weihwasser besprengt und kirchlich geräuchert sind, wurden jetzt nachgebildet mit all ihrer heiligen Grandezza, mit all ihrem sazerdotalen Luxus, mit all ihrer gebenedeiten Tollheit; und in Deutschland erblühten nun jene buntgläubigen, närrisch tiefsinnigen Dichtungen, in welchen man sich mystisch verliebte . . . oder zur Ehre der Mutter Gottes schlug . . .; und Zacharias Werner trieb das Ding so weit, wie man es nur treiben konnte, ohne von Obrigkeitswegen in ein Narrenhaus eingesperrt zu werden." 239: Werners Uebertritt zum Katholizismus. 334: „von der Bühne herab die Menschen zu bewegen, wie es dem Zacharias Werner gelungen ist . . . Seine Verbindung mit den Schlegeln war keine persönliche sondern eine sympathetische. Er begriff in der Ferne, was sie wollten, und that sein Möglichstes in ihrem Sinne zu dichten. Aber er konnte sich für die Restauration des Mittelalters nur einseitig, nämlich nur für die hierarchisch katholische Seite desselben, begeistern. Hierüber hat uns sein Landsmann T. A. Hoffmann in den „Serapionsbrüdern" einen merkwürdigen Aufschluss erteilt. Er erzählt nämlich, dass Werners Mutter gemütskrank gewesen und während ihrer Schwangerschaft sich eingebildet, dass sie die Mutter Gottes sei und den Heiland zur Welt bringe. Der Geist Werners trug nun sein ganzes Leben hindurch das Muttermal dieses religiösen Wahnsinns." 335: „Die entsetzlichste Religionsschwärmerei finden wir in allen seinen Dichtungen. Eine einzige: „Der vierundzwanzigste Februar" ist frei davon und gehört zu den kostbarsten Erzeugnissen unsrer dramatischen

Litteratur. Sie hat mehr als Werners übrige Stücke auf dem Theater den grössten Enthusiasmus hervorgebracht. Seine anderen dramatischen Werke haben den grossen Haufen weniger angesprochen, weil es dem Dichter bei aller drastischen Kraft fast gänzlich an Kenntnis der Theaterverhältnisse fehlt." Hitzig ist Werners Biograph. „Eine gewissenhafte Arbeit, für den Psychologen ebenso interessant als für den Litteraturhistoriker." (Heine hat die Biographie also gelesen.) „Wie man mir jüngst erzählt, war Werner auch einige Zeit hier in Paris, wo er an den peripatetischen Philosophinnen, die damals des Abends im brillantesten Putz die Galerien des Palais Royal durchwandelten, sein besonderes Wohlgefallen fand. Sie liefen immer hinter ihm drein und neckten ihn und lachten über seinen deutschen Anzug und seine noch komischeren Manieren . . . Ach, wie das Palais Royal, so hat sich auch Zacharias Werner späterhin sehr verändert; die letzte Lampe der Lust erlosch im Gemüte des betrübten Mannes, zu Wien trat er in den Orden der Ligorianer, und in der St. Stephanskirche predigte er dort über die Nichtigkeit aller irdischen Dinge. Er hatte ausgefunden, dass alles auf Erden eitel sei . . . Der Pater Zacharias kasteite sich jetzt und fastete und eiferte gegen unsere verstockte Weltlust. „Verflucht ist das Fleisch", schrie er so laut und mit so grell ostpreussischem Accent, dass die Heiligenbilder in St. Stephan erzitterten und die Wiener Grisetten allerliebst lächelten." 336: „Ausser dieser wichtigen Neuigkeit erzählte er den Leuten beständig, dass er ein grosser Sünder sei. Genau betrachtet ist sich der Mann immer konsequent geblieben, nur dass er früherhin blos besang, was er späterhin wirklich übte. Die Helden seiner meisten Dramen sind schon mönchisch entsagende Liebende, asketische Wollüstlinge, die in der Abstinenz eine erhöhte Wonne entdeckt haben, die durch die Marter des Fleisches ihre Genusssucht spiritualisieren, die in den Tiefen der religiösen Mystik die schauerlichsten Seligkeiten suchen, heilige Roués. Kurz vor seinem Tode war die Freude an dramatischer Gestaltung noch einmal in Wernern erwacht, und er schrieb noch eine Tragödie, betitelt: „Die Mutter der Makkabäer". Hier galt es aber nicht, den profanen Lebensernst mit romantischen Spässen zu festonieren; zu dem heiligen Stoff wählte er auch einen kirchlich breitgezogenen Ton, die Rhythmen sind feierlich gemessen wie Glockengeläute, bewegen sich langsam wie eine Karfreitagsprozession, und es ist eine palästinische Legende in griechischer Tragödienform. Das Stück fand wenig Beifall bei den Menschen hier unten; ob es den Engeln im Himmel besser gefiel, das weiss ich nicht."

1837 IV 508 nennt Heine den Werner einen „Grossdichter“ zusammen mit Schiller, Goethe, Kleist etc. 1854 VI 28: „Zacharias Werner, dieses Modell deutscher Reinlichkeit, hinter welchem die entblössten Schönen des Palais Royal lachend einherliefen.“

Jos. Görres. 1822 VII 569: „Von Görres' neuester Schrift: „In Sachen der Rheinlande“ spricht man gar nichts; man hat fast keine Notiz davon genommen.“ 1826 III 141: „Dort vor der Hausthür' (am Rhein) sitzen die Bürgersleute des Sommerabends ... und schwatzen vertraulich: wie der Wein, gottlob! gedeiht, und wie die Gerichte durchaus öffentlich sein müssen, und wie die Maria Antoinette so mir nichts dir nichts guillotiniert worden, und wie die Tabaksregie den Tabak verteuert, und wie alle Menschen gleich sind, und wie der Görres ein Hauptkerl ist.“ 1828 VII 251: Görres ist „Schellingscher Unterdenker“. „Doch sehen wir diesen hohen Geist (Görres) lieber überschätzt als parteiisch verkleinert.“ Görres als Mystiker. 252: „Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mystizismus immer tief gefühlt ... und zeigt sie sich heutzutage sehr freundlich gegen Männer wie Schlegel, Görres ..., so betrachtet sie solche doch nur wie Guerillas, die man in schlimmen Kriegszeiten ... gut gebrauchen kann, und späterhin in Friedenszeiten gehörig unterdrücken wird.“ 1831 VII 292: Ironische Schilderung eines neuen Franzosenkrieges. Darin „der Görres wird den Jesuiten wieder abgekauft, um den „Rheinischen Merkur“ fortzusetzen“. 1832 V 138: Aehnliche Schilderung der Freiheitskriege. Darin „das Volk ... zeigte viel Empfänglichkeit, las den „Merkur“ von Jos. Görres ...“. 1835 IV 291 f.: „predigte Herr Görres den Obskurentismus des Mittelalters, nach der naturwissenschaftlichen Ansicht, dass der Staat nur ein Baum sei und in seiner organischen Gliederung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müsse, welches alles so hübsch in der Korporationshierarchie des Mittelalters zu finden sei.“ In der „romantischen Schule“: V 236: Görres Bemühungen um alte rheinische Kunstdenkmäler. 239: Görres' religiöse Wandlung. 255: Menzels übertriebene Vorliebe für Görres. 296: „Jos. Görres ... ist in Deutschland bekannt unter dem Namen „der vierte Alliierte“. So hatte ihn nämlich einst ein französischer Journalist genannt, im Jahre 1814, als er, beauftragt von der heiligen Allianz, den Hass gegen Frankreich predigte. Von diesem Komplimente zehrt der Mann noch bis auf den heutigen Tag. Aber, in der That, niemand vermochte so gewaltig wie er vermittelst nationaler Erinnerungen den Hass der Deutschen gegen die Franzosen zu entflammen; und das Journal, das er in dieser

Absicht schrieb, der „Rheinische Merkur“ ist voll von solchen Beschwörungsformeln, die, käme es wieder zum Kriege, noch immer einige Wirkung ausüben möchten. Seitdem kam Herr Görres fast in Vergessenheit. Die Fürsten hatten seiner nicht mehr nötig und liessen ihn laufen. Als er deshalb zu knurren anfing, verfolgten sie ihn sogar ... Als Herr Görres, von den Fürsten verfolgt, nichts mehr zu beissen hatte, warf er sich in die Arme der Jesuiten, diesen dient er bis auf diese Stunde, und er ist eine Hauptstütze der katholischen Propaganda zu München. Dort sah ich ihn vor einigen Jahren in der Blüte seiner Erniedrigung. Vor einem Auditorium, das meistens aus katholischen Seminaristen bestand, hielt er Vorlesungen über allgemeine Weltgeschichte 297 und war schon bis zum Sündenfall gekommen ... In dem Vortrage ... herrschte, wie in seinen Büchern, die grösste Konfusion, die grösste Begriff- und Sprachverwirrung ... babylonischer Turm ... worin hunderttausend Gedanken sich abarbeiten und sich besprechen und zurufen und zanken, ohne dass der eine den andern versteht. Manchmal schien der Lärm in seinem Kopfe ein wenig zu schweigen, und er sprach dann lang und langsam und langweilig ... Wenn manchmal die alte demagogische Wildheit wieder in ihm erwachte und mit seinen mönchisch frommen Demutsworten widerwärtig kontrastierte; wenn er christlich liebevoll wimmerte, während er blutdürstig hin und her sprang: dann glaubte man eine tonsurierte Hyäne zu sehen“ (vgl. Anm.).

1851 I 406: „Tot ist Görres, die Hyäne.
Ob des heiligen Offiz
Umsturz quoll ihm einst die Thräne
Aus des Auges rotem Schlitz.
Dieses Raubtier hat ein Sühnchen (Guido)
Hinterlassen, doch es ist
Nur ein giftiges Kaninchen
Welches Nonnenfürzchen frisst.“

1854 VI 28: „Görres ..., die drei berühmtesten Franzosenfresser, eine drollige Gattung Bluthunde.

Die wichtigsten Stellen, in denen Heine sich in seinen Werken mit den einzelnen Romantikern beschäftigt, sind im obigen kompiliert worden, um zu zeigen, dass er sein ganzes Leben lang ein ungeschwächtes Interesse an der Romantik und ihren Bestrebungen hat. Als Ergänzung mögen noch folgende Verweisungen folgen.

Schelling, vgl. I 313, 314, 315, 406; II 170, 171, 351, 454; III 181 f., 381, 382 f.; IV 213, 218, 282 ff., 289, 290, 293; V 232 f., 293—295, 298—301, 362; VI 25, 171, VII 31, 250—252, 281, 326/7, 409.

Fichte, vgl. II 442; IV 218, 261 ff.—290, 293; V 232, 293; VI 25, 312.

Schleiermacher, vgl. III 190; V 18; VII 578.

Steffens, vgl. IV 292; V 295/6; VII 251.

Solger, vgl. V 272.

Gebrüder Grimm: Sie spielen eine ziemliche Rolle bei Heine. Er schöpft für seine Schilderungen aus dem Gebiete der Sage und des Märchens gern aus Grimmschen Werken. Vgl. II 171; III 32; IV 381—382, 384—385, 386 f., 389—390, 393 bis 394, 396, 399—400, 405, 601; V 185, 272, 353.

W. Müller, vgl. III 266 f.

Eichendorff, vgl. V 350; IV 423 ff.

Justinus Kerner, vgl. II 408; V. 350.

Wackenroder, vgl. V 235.

Dorothea Schlegel, vgl. V 269; VI 29.

Caroline Fouqué, vgl. VII 172, 583.

Bettina Brentano, vgl. VI 24; I 317.

Theodor Körner, vgl. V 238; VII 292.

E. M. Arndt, vgl. II 188; III 62, 106, 267; V 14, 18, 348; VII 173.

Von periodischen Erzeugnissen der Romantik werden erwähnt V 352, vgl. Anm. „Deutscher Dichterwald“ von Kerner, Fouqué, Uhland u. a., Försters „Sängerfahrt“, „Frauen und Musenalmanache“ von Fouqué und von Tieck, Arnims „Trösteinsamkeit“ und Straubes „Wünschelruthe“.

Einzelner Romantiker literarischer Einfluss und Zitate aus ihnen.

Einfluss.

Heine bekennt sich nicht nur offen zur Romantik, sondern gesteht auch bei einzelnen Romantikern poetische Verwandtschaft oder sogar litterarischen Einfluss zu. So z. B. im „Atta Troll“ II 421:

„Klang das nicht wie Jugendträume,
Die ich träumte mit Chamisso
Und Brentano und Fouqué
In den blauen Mondscheinnächten?
Ja mein Freund, es sind die Klänge
Aus der längst verschollenen Traumzeit;
Nur dass oft moderne Triller
Gaukeln durch den alten Grundton.“

Ueber den Zusammenhang von Fouqués Romanze „Donna Clara und Don Gayseros“ aus dem Zauberring mit dem „Almansor“ und Heines darauf bezüglichen Brief an Fouqué sowie den noch engeren mit dem Heineschen Gedichte „Donna Clara“ vgl. II 241 und I 491.

Ueber Heines Brief an W. Müller, dessen dem Volksliede nach gedichteten Lieder auch auf Heine gewirkt haben, vgl. weiter unten.

Als direktes Zeugnis für Heines Kontakt mit der Romantik möge noch erwähnt werden, dass er 1824 von der Göttinger Universitätsbibliothek die „Einsiedlerzeitung“ und das „Wunderhorn“ entliehen hat. Vgl. Gödeke 2. Aufl. Bd. III 449.

Zitate.

Zitate aus Dichtern sind immer Zeugnisse für ein Interesse, das der Zitierende am Dichter hat. Darum finden wir bei Heine auch genug Zitate aus romantischen Dichtern.

Als Motto zu dem Aufsatze „Die Romantik“ nahm er den Vers von A. W. Schlegel: „Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien“ vgl. VII 149. A. W. Schlegels Wort über Goethe, den „zum Islam bekehrten Heiden“, bringt er V 263.

Friedrich Schlegels Wort von dem umgekehrten Propheten wird mehrmals zitiert. So V 268: „Fr. Schlegel nannte einst den Geschichtsforscher „einen umgekehrten Propheten“. Dieses Wort ist die beste Bezeichnung für ihn selbst.“ V 253: „Friedrich Schiller . . . ward ein „rückwärtsgekehrter Prophet“.“ V 428: „Was Fr. Schlegel von dem Geschichtschreiber sagt, gilt ganz eigentlich von unserem Dichter (Shakespeare): er ist ein in die Vergangenheit schauender Prophet.“ Noch 1851 finden wir dies Zitat. II 522: „Friedrich Schlegel nannte den Geschichtschreiber einen Propheten, der rückwärts schaue in die Vergangenheit; — man könnte mit grösserem Fug von dem Dichter sagen, dass er ein Geschichtschreiber sei, dessen Auge hinaus blicke in die Zukunft.“ In den nachgelassenen „Gedanken und Einfälle“ lesen wir VII 428: „Der Historiker ist immer ein Merlin, er ist die Stimme einer begrabenen Zeit, man befragt ihn, und er giebt Antwort, der rückwärts schauende Prophet.“ V 255 zitiert Heine den Ausspruch Friedrich Schlegels über Goethe, „der keinen Mittelpunkt hat“.

Eine Reminiszenz an den umgebauten Parnass des Skaramuz in Tiecks „Verkehrte Welt“ ist wohl folgende Heinesche Stelle: VII 419: „. . . Der Parnass soll geebnet werden, nivelliert, makadamisiert, und wo einst der müssige Dichter geklettert und die Nachtigallen belauscht,

wird bald eine platte Landstrasse sein, eine Eisenbahn, wo der Dampfkessel wiehert und der geschäftigen Gesellschaft vorüber eilt.“ V 234 werden die Anfangsworte der Tieckschen „Genovefa“ zitiert: „Ich bin der wackere Bonifazius, und ich komme, euch zu sagen.“ Ibid. 341: Tiecks Wort von den Schauspielern, die „in einem schlechten Stücke immer besser spielen können als in einem guten Stücke“.

Novalis' blaue Blume, die den Romantikern das Symbol für ihre unerreichbaren Ideale wurde, fehlt auch bei Heine nicht.

II 84/5: „Wisst ihr doch, dass jede Kunst
Ist am Ende blauer Dunst.
Was war jene Blume, welche
Weiland mit dem blauen Kelche
So romantisch süss geblüht
In des Ofterdingers Lied?
War's vielleicht die blaue Nase
Seiner mitschwindsücht'gen Base,
Die im Adelsstifte starb?
Mag vielleicht von blauer Farb
Ein Strumpfband gewesen sein,
Dass beim Hofball fiel vom Bein
Einer Dame.“

II 125: „Wunderglaube! blaue Blume,
Die verschollen jetzt, wie prachtvoll
Blühte sie im Menschenherzen
In der Zeit, von der wir singen!“

II 360: „Ronzeval, du edles Thal!
Wenn ich deinen Namen höre,
Bebt und duftet mir im Herzen
Die verschollne blaue Blume!“

II 513: „Er will ein' Tonkunst ohne Kunst,
Er will vom Perrückentume
Emanzipieren die Ton-Poesie,
Des Traumes blaue Blume.

Brentanos Wortspiel aus dem „Ponce“ von den guten Leuten und schlechten Musikanten scheint Heine gefallen zu haben. Auch Hoffmann zitiert es im „Kater Murr“

I 152. Bei Heine finden wir es in II 352f.: „Es war fast persönlich schmeichelhaft für die grosse Menge, wenn sie behaupten hörte: Die braven Leute seien freilich in der Regel sehr schlechte Musikanten, dafür seien jedoch die guten Musikanten gewöhnlich nichts weniger als brave Leute, die Bravheit aber sei in der Welt die Hauptsache, nicht die Musik.“ III 168: „Diese „guten Leute und schlechten Musikanten“ — so wird im Ponce de Leon das Orchester angeredet.“ IV 531 ist sicher eine Reminiszenz, wenn Heine von den Deutschen sagt, sie seien schlechte Schauspieler aber ehrliche Leute und gute Bürger. Desgleichen ist wohl IV 100 als Reminiszenz zu fassen. „Stadttheater ... seine Mitglieder sind lauter gute Bürger, ehrsame Hausväter, die sich nicht verstellen können und niemanden täuschen.“ VI 540: „Ein ungeheures Verbrechen begingen jene guten Leute und schlechten Musikanten . . .“

Brentano braucht des öfteren das Bild von der über ihre grosse Leber philosophierenden Gans (sie weiss nicht, ob sie die Gans oder die Leber ist), und zwar im „Bärenhäuter, Philister, Uhrmacher Bogs, braven Kasperl“. Bei Heine finden wir das Bild IV 263: „Ich sah mal eine Karrikatur (Beiblatt mit Zeichnungen zu Brentanos Abhandlung über die Philister), die eine Fichtesche Gans vorstellt. Sie hat eine so grosse Leber, dass sie nicht mehr weiss, ob sie die Gans oder ob sie die Leber ist. Auf ihrem Bauch steht: Ich — Ich.“

I 460 Chamissos Schlemihl:

„Ja, der hohe Delphier ist
Ein Schlemihl, und gar der Lorbeer
— — —
Ist ein Zeichen des Schlemihltums.
Was das Wort Schlemihl bedeutet
Wissen wir. Hat doch Chamisso
Ihm das Bürgerrecht in Deutschland
Längst verschafft, dem Worte nämlich.

Aber unbekannt geblieben
— — —
Ist sein Ursprung . . .
— — —
Zu Berlin vor vielen Jahren
Wandt' ich mich deshalb an unsern
Freund Chamisso, suchte Auskunft
Beim Dekane der Schlemihle"
u. s. w. bis 462 unten.

III 120: „Wir haben viel verloren, z. B. unsern Schlagschatten, den Titel des lieben, heiligen, römischen Reichs." VII 61: Wanderung mit den ungeheuer langen Beinen (Tiecks und Chamissos Sieben-Meilenstiefel). 568: „Das ist der berühmte Kosmeli, der heut in London ist und morgen in Ispahan. So stelle ich mir den Peter Schlemihl von Chamisso vor."

II 457 ff.: Das zitierte Volkslied mit dem Refrain: „Sonne du klagende Flamme" erinnert an Chamissos „Die Sonne bringt es an den Tag". Sie fliessen wohl aus einer Quelle. Als bewusste Reminiszenz an Chamisso ist es aufzufassen, wenn es im „Wintermärchen" vom preussischen Militär heisst: II 436: „Der Zopf, der ehemals hinten hing, Der hängt jetzt unter der Nase." VI 160: „eine Merkwürdigkeit, ob welcher, wie Chamisso sagen würde, ich selbst mich für Geld sehen lassen könnte."

Aus „Hollins Liebesleben" von Arnim hat Heine folgende Situation im achten Traumbild genommen:

I 25: „Ich war ein König der Bretter
Und spielte das Liebhaberfach,
— — —
Den Mortimer spielt ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichen Gesten,
Sie wollte mich nimmer verstehn. —
Einst, als ich verzweifelnd am Ende:
„Maria, du Heilige!" rief,
Da nahm ich den Doch behende —
Und stach mich ein bisschen zu tief."

Eine Strophe von Wilh. Müller zitiert Heine III 102:

„Eine schöne Welt ist da versunken,
Ihre Trümmer blieben unten stehn,
Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.“

V 344/5 wird Uhlands Gedicht „Der Schäfer“ ganz zitiert: „Der schöne Schäfer zog so nah'“ etc. 349 wird Uhlands Gedicht „Vorwärts“ ebenfalls ganz zitiert: „Vorwärts! fort und immerfort, Russland rief das stolze Wort: Vorwärts!“ etc. 353 wird der Anfangsvers wiederholt.

VII 328. Die wandernden Schuhe vor dem Bette der „Seherin von Prevorst“ von Justinus Kerner. Vgl. Anm.

Theodor Körner. II 435: „Sah wieder preussisches Militär, Hat sich nicht sehr verändert. Es sind die grauen Mäntel noch Mit dem hohen, roten Kragen — Das Rot bedeutet Franzosenblut, Sang Körner in früheren Tagen.“

VII 176. Zitat aus Kleist als Motto zu den Berliner Briefen: „Seltsam! — Wenn ich der Bei von Tunis wäre, Schlüg ich bei so zweideut'gem Vorfall Lärm. Kleists „Prinz von Homburg“.“

Eine längere Stelle aus Fichte setzt Heine als Motto vor seine Rezension der Menzelschen Litteraturgeschichte. Vgl. VII 244.

V 334 wird E. Th. Hoffmanns Mitteilung in den Serapionsbrüdern über Werner zitiert. VII 595 denkt Heine gewiss an die Einkleidung des „Kater Murr“ von Hoffmann, wenn er von dessen „Floh“ sagt: „Wenn der Buchbinder die Blätter willkürlich durcheinandergeschossen hätte, würde man es sicher nicht bemerkt haben.“

———

Romantisches bei Heine.

Vorbemerkung.

Um einen beschränkteren Kreis Heinescher Werke als Ausgangs-Gebiet zu haben, wurden vorzüglich die erste Ausgabe vom Buch der Lieder und die beiden Tragödien berücksichtigt. Für Zeugnisse Heines, und wo es zur besseren Illustrierung aufgestellter Sätze ratsam schien, sind auch andere Werke Heines herangezogen worden.

Poetische Behandlung der Natur.

Romantische Naturanschauung.

Die Naturanschauung der Romantiker geht vom Pantheismus aus und vermischt sich mit Fichtes Lehre vom absoluten „Ich“ und der Naturphilosophie Schellings.

Wenn Gott die Welt und umgekehrt die Welt Gott ist, wenn sich der göttliche Geist in jeder Erscheinungsform zeigt, und alle Erscheinungsformen zusammen, d. h. die ganze Welt, Gott ausmachen, so darf auch zwischen den einzelnen Erscheinungsformen keine abtrennende Grenze gedacht werden. Es findet ein Ineinanderfliessen der Erscheinungsformen statt.

Hinzu tritt die Fichtesche Lehre, dass alles Bestehende nur Emanation des „Ich“ ist, dass nur das „Ich“ in Wirklichkeit besteht, alles andere aber allein durch das „Ich“.

Bei Fichte ist nur das „Ich“ real. Spinoza leugnet dies und konstruiert eine Weltseele. Fichte vertritt sozusagen die Subjektivität, Spinoza die Objektivität.

Die Verbindung zwischen beiden Philosophien bildet Schellings Lehre, dass die Gesetze der Funktionen des menschlichen Geistes wiederkehren in der Natur und ihren physikalischen, chemischen und physiologischen Vorgängen.

Haym spricht von Schellings „Uebertragung der Lebendigkeit des Geistes auf die Natur“. Das ist auch der Punkt, von welchem aus die Naturanschauung der Romantiker am besten übersehen und verstanden werden kann.

In den Naturvorgängen sehen sie nicht nur Parallelen der Vorgänge im Menschengeiste, sondern setzen für beide gleiche Ursachen voraus, d. h. sie vermenschlichen die Natur.

Ueber die Naturanschauung der Romantiker spricht sich Heine des öfteren aus. So z. B. VII 414: „Eine neue Periode ist in der Kunst angebrochen: man entdeckte in der Natur dieselben Gesetze, die auch in unserm Menschengeiste walten, man vermenschlicht sie — Novalis —, man entdeckte in dem Menschengeiste die Gesetze der Natur, Magnetismus, Elektrizität, anziehende und abstossende Pole — Heinrich von Kleist.“ V 300: „Dann ist auch, seit durch ihn (Schelling) die Naturphilosophie in Schwung gekommen, die Natur viel sinniger von den Dichtern aufgefasst worden. Die einen versenkten sich mit allen ihren menschlichen Gefühlen in die Natur hinein: die anderen hatten einige Zauberformeln sich gemerkt, womit man etwas Menschliches aus der Natur hervorschauen und hervorsprechen lassen konnte. Erstere waren die eigentlichen Mystiker und glichen in vieler Hinsicht den indischen Religiösen, die in der Natur aufgehen und endlich mit der Natur in Gemeinschaft zu fühlen beginnen. Die anderen waren vielmehr Beschwörer, sie riefen mit eigenem Willen sogar die feindlichen Geister aus der Natur hervor, sie gleichen dem arabischen Zauberer, der nach Willkür jeden Stein zu beleben und jedes Leben zu versteinern weiss. Zu den ersteren gehörte zunächst Novalis, zu den anderen zunächst Hoffmann.“

In folgenden Stellen bespricht Heine die Beziehungen der Romantik zum Pantheismus. IV 273: „. . . unsere ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen Instinkt, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tieferen Ursprungs, als sie selbst ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Ueberlieferungen des Mittelalters, für dessen Volksglauben, Teufeltum, Zauber-

wesen, Hexerei . . . alles das war eine bei ihnen plötzlich erwachte, aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen . . .“ und 274: „Hier gilt es nur zu erwähnen, dass der Pantheismus . . . in die deutsche Kunst eindrang, dass sogar die katholischen Romantiker unbewusst dieser Richtung folgten . . .“

Noch folgende Stellen über Vermenschlichung der Natur. III 32: „Und Schrank und Ofen leben, denn ein Mensch hat ihnen einen Teil seiner Seele eingeflösst . . . dass nicht nur Tiere und Pflanzen, sondern auch ganz leblos scheinende Gegenstände sprechen und handeln“ etc. III 72: „Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unsrer Gemütswelt zusammenrinnt, und grüne Bäume, Gedanken, Vogelgesang, Wehmut, Himmelsbläue, Erinnerungen und Kräuterduft sich in süssen Arabesken verschlingen. Die Frauen kennen am besten dieses Gefühl, und darum mag auch ein so holdselig ungläubiges Lächeln um ihre Lippen schweben, wenn wir mit Schulstolz unsre logischen Thaten rühmen, wie wir alles so hübsch eingeteilt in objektiv und subjektiv, wie wir unsre Köpfe apothekenartig mit tausend Schubladen versehen, wo in der einen Vernunft, in der anderen Verstand, in der dritten Witz, in der vierten schlechter Witz, und in der fünften gar nichts, nämlich die Idee, enthalten ist.“ VII 402: „Der Gedanke ist die unsichtbare Natur, die Natur der sichtbare Gedanke.“ III 26: „Die Kinder sind jünger als wir, können sich noch erinnern, wie sie ebenfalls Bäume oder Vögel waren, und sind also noch imstande, dieselben zu verstehen; unsereins aber ist schon alt und hat zu viel Sorgen, Jurisprudenz und schlechte Verse im Kopf.“

Lebende Natur.

Tierreich.

Allgemein poetisch ist der Vergleich des Menschen mit Tieren. Heine liebt solche Vergleiche sehr. IV 324: Locken sind Goldschlangen. II 304: „Die Christenschlange hat gestochen Und just ins Herz hinein.“ Ibid. II 275: „Die buntgeputzten Fledermäus’ und Eulen Sind nun vorbeigeflirrt. Recht widerlich Drang mir ins Ohr ihr heiserheisches Schrillen, — — — Zuleima, dich umschwärmt solch Nachtgevögel? Dich, weisse Taub’, umkreisen solche Raben? Dich . . . umkriechet solch Gewürm?“ II 295: Vergleich des Menschen mit Wurm und Adler. III 21: Mädchen sind Vögel. II 288: „So hast du (Zuleima) mir ins Herz hineingezischt Dein schlimmstes Gift, du Schlangenkönigin! Von jenem Gifthauch welken rings die Blumen, Des Springbrunns Wasser wandelt sich in Blut, Und tot fällt aus der Luft herab der Vogel.“ Vgl. den ausführlich und streng durchgeführten Vergleich Zuleimas mit einem Reh II 306 ff.

Ein Schritt weiter ist es, wenn man die Tierwelt als eine Kopie der Menschenwelt schildert, wie in der Fabel und im Tierepos. Das ist echt romantisch. Derartige Vermenschlichungen finden wir deshalb auch bei allen romantischen Dichtern.

Tiecks bekannte Verse: „Feldeinwärts zog ein Vögelein Und sang im muntren Sonnenschein Mit süssem wunderbarem Ton Ade ich fliege nun davon.“ Bei Brentano „singen die Vöglein ihren Abendsegen“ Godwi I 263. Auch bei Heine finden wir diese Vermenschlichung; er individualisiert aber vielmehr, wie wir noch bei späterer Gelegenheit sehen werden.

B. L. 179: „Und es flattert ängstlich das Seegevögel Wie Schattenleichen am Styx, Die Charon abwies vom

nächtlichen Kahn.“ V 72: „Und über den Mund, der so Grosses und Gewaltiges gesprochen, zieht vielleicht eine Spinne ihr blödsinnig schweigendes Gewebe.“ B. L. 96: „Sie (Möve) flattert und will gar ängstlich Ein Unglück prophezeien.“

II 286: „Vöglein zwitschern fromme Andachtlieder.“ B. L. 61: „Die frommen, klugen Gazellen.“ III 226: „Einem Adler, der auf seinem einsamen Lieblingsfelsen sitzt, und solcher Verhöhnung zuhört, muss recht mitleidig zu Mute werden. Er denkt an das eigene Schicksal. Auch er weiss nicht, wie tief er einst gebettet wird . . . die eigene Seele überbraust so stolz all die kleinmütigen Gedanken, dass er sie bald wieder vergist . . . u. s. w.“ IV 369. „Der Hund . . . Fast menschlich sah das unglückliche Tier aus in seiner Todesangst, wie Thränen floss das Wasser aus seinen Augen.“ Vgl. noch II 147—158.

Der Lieblingsvogel der Romantiker ist die Nachtigall. Diese wird deshalb bei ihnen auch am häufigsten vermenschlicht.

Tieck, Ph. I 139: „Da erhub die Nachtigall ihr klagendes Lied.“ Ph. I 169: „. . . tausend Nachtigallen Die liessen ihre Klage schallen.“ Ph. 120: „Die Nachtigall plaudert Von Sehnsucht und Kuss.“

Arnim, Trst. 17: „Klagend steigt die Nachtigall.“

Trst. 22: „Doch wer vermag
Ihr wallend Herz zu stören,
Nicht Trommelschlag.
Zum Trutz singt sie in Chören.
Und nur zu bald
Vergisst sie sich im Schlagen . . .“

Brentano, Godwi II 244: „Es pflicht die Nachtigall die goldnen Schlingen.“

Heine, B. L. 130: „Ueber meinem Bett erhebt sich ein Baum, Da singt die junge Nachtigall, Sie singt von lauter Liebe.“ B. L. 136: „Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab“ etc. etc.

Die Beispiele könnte man bei Heine häufen. Die Nachtigall ist bei ihm ein heraldischer Vogel, wie Brandes so treffend sagt.

Das Reich der Tiere wird auch in direkte Verbindung mit den Menschen gesetzt, entweder parallelisierend — gleiche Stimmung — oder kontrastierend mit der Stimmung des Menschen, mit dem sie in Berührung kommen, oder es findet zwischen Mensch und Tier menschlicher Verkehr statt.

Tieck, Ph. IV 214: „Er spricht mit Vögeln“. Novalis I 40: „In alten Zeiten konnten die Tiere mit den Menschen reden.“ Brentano, Godwi II 169: „Was ihres Busens keuscher Flor verhehle — — — Das Täubchen dir in ihrem Schoss erzähle.“ Vgl. Chamisso I 58/59: „Die Löwenbraut.“ Der Löwe liebt die Wärterstochter, und als diese wider ihren Willen verheiratet werden soll, tötet er sie, weil er sie keinem Menschen zu eigen gönnt. Chamisso I 148: „Haben sie (die Schwalben) nach mir geschaut Gar verständig klug hinaus. Ja, es schien, sie hätten gerne Manches heimlich mir erzählt, Und es habe sie betrübet Was zur Rede noch gefehlt.“ Kleist I 10: „Weil Menschen mit Tieren die Natur gewechselt.“

Heine II 309: „Die Nachtigall hat's mir vertraut.“ B. L. 132: „Spottlieder sangen rings die Nachtigallen.“ I 51: „Der Junker hört die Worte sein Gar vielfach wiederklingen, Das thaten die spöttischen Waldvögelein.“ II 310: „Die Nachtigall ruft mich mit bangem Ton.“ II 283: „Der Zeisig, der mich morgens grüsst.“ II 260: „Derweil . . . traurige Vöglein wie zum Lebewohl Uns stumme Wand'rer stumm umflatterten.“ II 327: „Verständlich war mir der Gesang der Vögel.“ III 143: „Haben ihr (Johanna) die geschwätzigen Vögel auch diesen Namen verraten?“ III 176: „Schweig nur, Ami, dich hab ich nicht gemeint, denn du liebst mich und begleitest deinen Herrn in Not und Gefahr und würdest sterben auf seinem Grabe

... Entschuldigen Sie, Madame, dass ich eben abschweifte, um meinem armen Hunde eine Ehrenerklärung zu geben.“

II 455: „... und ich verweile
Um Mitternacht allein im Wald.
Ringsum ertönt ein Geheule.
Das sind die Wölfe, die heulen so wild
Mit ausgehungerten Stimmen.
Wie Lichter in der Dunkelheit
Die feurigen Augen glimmen.
Sie hörten von meiner Ankunft gewiss,
Die Bestien und mir zur Ehre
Illuminierten sie den Wald
Und singen sie ihre Chöre.
Das ist ein Ständchen, ich merke es jetzt,
Ich soll gefeiert werden!
Ich warf mich gleich in Positur
Und sprach mit gerührten Geberden:
„Mitwölfe ...““
u. s. w. vgl. 455/6.

Ebensolche menschlichen Verhältnisse bestehen zwischen Tieren und Pflanzen.

Heine, B. L. 183: „... der Rose Der mondscheingefütterten Nachtigallbraut.“ B. L. 190: „... Die Rose von Schiras Die Hafisbesungene Nachtigallbraut.“ II 283: „... die Nachtigall Ihr Liebesweh der roten Rose klagend.“ II 308: „Die Schmetterlinge, die dazu flattern Und, neckend, bunten Diamantstaub Den armen Blümlein in die Augen werfen.“ II 86: „Derweilen arme Nachtigallen Um schönen Rosen zu gefallen Sich an den Hals die Schwindsucht singen.“ III 226: „Nur die Nachtigall stimmt nicht ein in diese Kritiken, unbekümmert um die ganze Mitwelt ist nur die Rose ihr einziges Lied, sehnsüchtig umflattert sie die rote Rose, und stürzt sich begeistert in die geliebten Dornen und blutet und singt.“ IV 188: „Die Nachtigallen, die sich gern an der Rose ergötzen und von ihrer errötend blühenden Erscheinung ebenso beseligt werden wie von ihrem unsichtbaren Dufte.“ VII 449:

„Die Nachtigall singt der Rose ihr Lied; so bald es ganz dunkel wird, überwältigt sie die Liebe, und sie stürzt auf den Rosenstrauch, und zerrissen von den Dornen verblutet sie."

Pflanzenreich.

Der allgemein poetische Vergleich des Menschen, menschlicher Körperteile und Eigenschaften mit Pflanzen etc. ist bei den Romantikern sehr beliebt und kommt ungemein häufig vor.

Tieck, Ph. I 157: „... ein Händelein So weiss wie Baumesblüt. — — — Wie Rosenglut die Lippen hold — — — Die Augen dunkel, violbraun." Ph. VI 226: „Ja deine Küsse blühten buhlerisch Wie gift'ge Rosen mir." Fr. Schlegel, Luz. 68: „Die Rose der Scham färbte seine Wangen." Novalis I 260: „Seine jugendliche Gestalt war bleich wie eine Nachtblume." II 57: „Wie Lilien glänzte seine Haut." Fouqué, N. L. 145: „Die Braut glühte als die schönste Rose dieses kleinen Erdstrichs." Hoffmann, Murr I 46: „Rosenlippen." Chamisso I 154: „Auf meinen Wangen ... entfärben sich die Rosen." 400: „rege Lilien ihrer Brüste." Vgl. auch 403. Kleist I 320: „Da liegt sie mir ... gleich einer Rose entschlummert zu Füssen." I 325: „Mir dessen Blick du daliegst, wie die Rose, die ihren jungen Kelch dem Licht erschloss."

Heine, B. L. 180: „Die schlanke Cypressengestalt." 206: „Ein Dichter hat sie (Mädchen) sinnig Wandelnde Blumen genannt", vgl. dazu VII 565. B. L. 114: „Du bist wie eine Blume." 201: „Sie blüht, eine junge Ros'." 152: „Und die Purpurröslein (Lippen) glühen." 160: „Rosengesichter." 156: „Lilienohren." 153: „Des Mundes Röselein." 196: „Helle Rosenlichter streu'n Deine roten Wängelein." 106: „Lilienfinger, Veilchenaugen." 69: „Die Veilchenaugen und Rosenwänglein Die blühen und glühen jahraus jahrein." 70: „Die blauen

Veilchen der Aeugelein, Die roten Rosen der Wängelein, Die weissen Lilien der Händchen klein, Die blühen und blühen noch immerfort.“ II 9: „Wangenblüte.“ I 530: „Blumengesichter.“ II 326: „Die Wange blühte.“ II 302: „Sie blüht und glüht wie ein Röselein.“ II 295: Vergleich des Menschen mit einer wurmstichigen Frucht. III 255: „Blaue Augen, wie Veilchen in Milch gekocht.“ III 244: Mädchen ist „eine Rose.“ Ihre Hände sind „vegetabilisch“. III 299: Mathilde ist „eine pfefferbestreute Rose“. VI 237: „Die ewig junge Grifi, die singende Blume der Schönheit.“ IV 58: Die Brüste gleichen Blumen. III 314: Busen gleicht zwei Blumen.

Aus den angeführten Beispielen sieht man, dass diese Vergleiche bei den Romantikern beinahe poetische Formeln sind. Nicht immer aber stört uns das Formelhafte, denn oft genug spezialisieren sie ihre Vergleiche, sodass mehr poetisches Leben hineinkommt.

Tieck, Ph. I 159: „Schau nicht aus . . . Als seien in dir zusammengewachsen All Unkraut, Stacheln, Disteln, Dorn, Mit Schimmel, Pilzen fest verworrn.“ Ph. II 126: „All ihr süssen Blümelein, Sei es Farbe, sei's Gestalt Malt . . . Meiner Liebsten hellen Schein . . .“ Es folgt nun eine detaillierte Vergleichung aller möglichen Blumen und Blumenteile mit dem Liebchen. Novalis I 174: „Eine nach der aufgehenden Sonne geneigte Lilie war ihr Gesicht.“ Brentano vergleicht den Menschen und sein Leben gern mit dem Wachstum und Sterben der Blumen, vgl. Godwi I 46, 130, 134; II 108 und an anderen Orten. Fr. Schlegel, W. VIII 122: „Das Urbild solcher Bildung blüht im Weibe. Es ist der Menschheit Blume, Die selig duftet stille Liebesflammen.“ ibid VIII 124: „. . . schöne Frauen, Ihr seid die schönsten Blüten dieser Erde. — — — Wer solche Blumen darf zu Kränzen flechten, Der ist der Höchst' in sterblichen Geschlechten.“ Kleist I 269: „. . . brechen Wir plötzlich in den Wald der Männer ein, Und wehn die reifsten, die

da fallen, Wie Samen, wenn die Wipfel sich zerschlagen, In unsre heimatlichen Fluren hin."

Am reichsten in der Individualisierung des Blumenvergleichs ist Heine.

II 291: „. . . Zuleima Die zarte Blume, die im Frauenkäfig Des strengen Morgenlands hinwelken sollte." II 260: „Von rauher Hand versetzt in fremden Boden Hat welken müssen solche zarte Blume." B. L. 148: „Mündlein wie die Purpurros' — — — Und sie legt die Lilienfinger Schalkhaft auf die Purpurros'." B. L. 190: „. . . Geliebte! Du bist wie eine Rose, Nicht wie die Rose von Schiras Die Hafisbesungene Nachtigallbraut, Nicht wie die Rose von Saron, Die heiligrote, prophetengefeierte, Du bist wie die Rose im Ratskeller zu Bremen, Das ist die Rose der Rosen." III 108: „hannöverscher Adelswald." Vgl. ibid. die weitere Ausführung des Vergleiches. V 91 werden Deutschlands Bewohner mit einem Walde verglichen. VII 326: „Blühender Wald grosser Männer, der dem Boden Schwabens entsprossen, jene Rieseneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln." VII 353: „Damen, die meisten überreif und alt, ein aschgrauer Blumenflor." VII 185: „Die schöne Komtesse. Cypressenwuchs, Hyazinthenlocken, der Mund ist Ros' und Nachtigall zu gleicher Zeit, Die ganze Frau ist eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwischen zwei Blättern Löschpapier gepresst wird, steht sie da zwischen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der solche Blumen statt Disteln verzehrt . . ."

Doch genug der Beispiele. Wie Heine alle romantischen, poetischen Kunstgriffe noch mehr ausgebildet hat als die Romantiker selbst, so auch diese Vergleiche. Er ist dabei vielseitiger, vermeidet aber nicht ganz die Manier. Dem Volksliede hat er hier wie bei so vielen andern Gelegenheiten die Eigentümlichkeiten und Schönheiten abgelauscht. Auch darin ist er Romantiker. Eine

im Volkslied typische Verbindung zwischen Menschen und Blumen ist die, dass für die Geliebte unmittelbar die Blume gesetzt wird.

Tieck, Ph. V 27: „Ich darf dich grüssen, du schöne Blume.“ Fouqué, N. L. 229: „Drum brich, ich will's erlauben, Brich nur mich Lilie ab.“ Das bekannteste Beispiel ist Novalis' blaue Blume. Novalis I 43: „Die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blütenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte.“ In seiner Mathilde erkennt Ofterdingen diese blaue Blume wieder. Etwas Aehnliches finden wir bei Hoffmann. Elix. 297: „Da regte es sich in den Büschen — eine Rose von himmlischer Glut hochgefärbt streckte ihr Haupt empor und schaute den Medardus an mit englisch-mildem Lächeln, und süsser Duft umfing ihn . . . die Rose war ein holdes Frauenbild.“ Chamisso I 149: „Rose, Rose, Knospe gestern Schliefst du noch in moos'ger Hülle, Heute prangst in Schönheitsfülle Du vor allen deinen Schwestern.“

Nur noch wenige Beispiele für Heine.

II 282: „. . . Zuleima: Und störst mich wieder ebenso wie sonst, Wenn ich mit meinen Blumen heimlich spreche. Almansor: Sag an, mein Liebchen, welche Blume ist es, Die jetzt Almansor heisst? Ein trüber Name Der nur für Trauerblumen passen könnt'.“ I 205: „Ich lieb eine Blume, doch weiss ich nicht welche.“ II 51: „Sie sei eine Lotosblume, Bildet die Liebste sich ein.“

II 6: „Die weisse Blume.

In Vaters Garten heimlich steht
Ein Blümchen traurig und bleich;
Der Winter zieht fort, der Frühling weht,
Bleich Blümchen bleibt immer so bleich.
Die bleiche Blume schaut
Wie eine kranke Braut.

Zu mir bleich Blümchen leise spricht:
Lieb Brüderchen, pflücke mich!
Zu Blümchen sprech' ich: Das thu' ich nicht.
Ich pflücke nimmermehr dich;
Ich such' mit Müh' und Not
Die Blume purpurrot.
Bleich Blümchen spricht: Such' hin, such' her
Bis an deinen kühlen Tod,
Du suchst umsonst, findst nimmermehr
Die Blume purpurrot.
Mich aber pflücken thu',
Ich bin so krank wie du.
So lispelt bleich Blümchen und bittet sehr —
Da zag' ich und pflück' ich es schnell.
Und plötzlich blutet mein Herz nicht mehr,
Mein inneres Auge wird hell.
In meine wunde Brust
Kommt stille Engellust.

II 12: „Du Lilie meiner Liebe,
Du stehst so träumend am Bach,
Und schaust hinein so trübe,
Und flüsterst Weh und Ach!
„Geh fort mit deinem Gekose!
Ich weiss es, du falscher Mann,
Dass meine Kousine, die Rose,
Dein falsches Herz gewann“.“

II 11: „Wir wollen jetzt Frieden machen,
Ihr lieben Blümelein.
— — —
Du weisses Maienglöckchen,
Du Rose mit rotem Gesicht,
Du Nelke mit bunten Fleckchen,
Du blaues Vergissmeinnicht!
Kommt her ihr Blumen, jede
Soll mir willkommen sein —
Nur mit der schlimmen Resede
Lass ich mich nicht mehr ein.“

Vom Vergleich gehen die Romantiker, wie wir schon teilweise gesehen haben, zur Vermenschlichung über.

Vermenschlichung ist es schon, wenn Teile der Pflanze mit den Namen von menschlichen Körperteilen genannt werden. Z. B. Tieck: „. . . reichen Bäume mir die grüne Hand.“ „In Zweigen neigen Arme sich zur Sühne.“ Novalis: „Der Ceder dunkles Haar.“ Heine: „Trauerweiden . . . mit ihren langen grünen Armen.“ „Tannenbaum mit grünen Fingern.“ Die Blumen haben einen Mund. Tieck: „Und küsst die Rosen auf ihren roten Mund.“ Sie haben Augen. Hoffmann: „Blumen . . . mit hellen, freundlichen Augen.“ Brentano: Der Blumen „schöne Augen“. Blumen „die schönen Augen schliessend“. „Blumen eröffnen die duftenden Augen.“ Heine: Blumen „mit bunten, duftenden Augen“, „mit klugen Schwesteraugen“. Die Blumen und andere Pflanzen haben Kopf, Gesicht etc. Chamisso I 183: „Es wiegte die alte Linde Ihr blühendes Haupt in dem Winde.“ Bei Heine hat die Lotosblume „ein Haupt, ein frommes Blumenangesicht“. I 90: Die Bäume „haben mitleidig die Köpfe geschüttelt“.

Ebenso wie die Pflanzen menschliche Gestalt besitzen, denken, fühlen, sprechen und handeln sie auch menschlich.

Kleist II 395: „Wie hier die Silberpappel flüstert.“ Tieck: „Es flüstern die Bäume.“ Ph. IV 31: „Das Rohr des Flusses girrt in leisen Tönen, Die Eiche braust und spricht mit ernster Stimme, Aufmerksam horcht der junge Wald.“ „In Wonne Laub und Blüten beben.“ „Bald werden stumm die Bäume.“ „Und die Bäume schütteln sich vor nasser Kälte.“ „Pflanzen empfinden Liebe“. Ph. II 125: „Zankt nicht zarte Blümlein.“ Fr. Schlegel: Blumen sind „des Frühlings Kinder“. W. VIII 199: „Wie frisch vom Regen mit erneuter Blüte Die grünen Kinder blühen im Gefild.“ Fouqué: „Die Blätter flüsterten so lustig miteinander.“ Arnim, Trst. 17: „Doch die dunklen Reben weinen.“ Hoffmann: Hollunderbaum „spricht“. Blüten „singen“. Murr I 194: „Die Büsche, die Bäume

flüsterten und rauschten, mit dem Nachtwind kosend, in tausend lieblichen Weisen." Brentano: „Blumen schliessen die Augen und nicken schlafend." „Der Wald rauscht freudig." „Flüstern der Bäume." „Träumende grüne Bäume." „Bäume umarmen sich, . . . leises Wehen ihrer Küsse." „Blumen sind gestorben." „Unschuldige Blumen." Blumen sind „stumme Kinder" — „blinde Kinder." Chamisso I 388: „Und das Laub bewegt vom Winde Flüstert Lieder wie im Traum."

Heine: Die Lotosblume „starrt stumm in die Höh'", sie empfindet „Liebe und Liebesweh". „Die Blumen, die winken." „Weisse Lilien . . . blicken nach den Sternen." „Die Blumen weinen." „Das Geflüster kluger Myrthen." „Die Blümlein kicherten rings." „Die Blumen schauen mich an." „Blumen sprechen und Bäume singen." VII 291: „Enthusiastischer Citronenbaum." IV 105: „Tote Bäume." VII 451: „Eine schöne lächelnde Blume." V 66: „Wo . . . Blätter hervorgrinsen." IV 534 haben die Rosen den Schnupfen. VI 354: „Singende Wälder." VII 305: „Die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten." III 39: Die Düfte sind die Gefühle der Blumen. II 293: „Bäume ächzen wie alte Mütterchen, Schamlos wie Metzen lachen dort die Veilchen."

Ibid.: „Und Tulpen, Nelken und Aurikeln haben
Die bunten Sonntagsröckchen ausgezogen,
Und tragen ihr geflicktes, graues Hauskleid."

Zwischen den vermenschlichten Pflanzen findet nun auch menschlicher Verkehr statt, wie schon aus einigen obiger Beispiele ersichtlich. Es mögen noch mehrere Heinesche Beispiele folgen, woraus der menschliche Verkehr der Pflanzen untereinander anschaulicher wird.

II 288: „Die Bäume tanzen wunderlichen Reigen." VI 462: „Linden, die grünen Muhmen der deutschen Eichen."

B. L. 61: „Die Veilchen kichern und kosen
Und schau'n nach den Sternen empor,
Heimlich erzählen die Rosen
Sich duftende Märchen ins Ohr."

B. L. 135: „Die Veilchen sah'n sich zärtlich an, sehnsüchtig
Zusammen beugten sich die Lilienkelche,
Aus allen Rosen glühten Wollustgluten
— — —
Und alle weinten stille Wollustthränen
Und alle jauchzten Liebe, Liebe, Liebe."

B. L. 71: „Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert, mit weisser Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.
Er träumt von einer Palme,
Die, ferne im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand."

Wie beim Tierreich, werden auch die Pflanzen in Verbindung mit den Menschen gebracht.

Die Pflanzen sprechen mit den Menschen, sie zeigen alle menschlichen Eigenschaften und Stimmungen in ihrem Verkehre mit den Menschen.

Kleist I 348: „Die Eichen sind so still . . ., ich glaube sie wissen, dass Käthchen angekommen ist, und lauschen auf das was sie denkt." Arnim, Trst. 17: „Schweigt ihr Blätter, Flüsterstimmen Von versäumter Liebesstund. Wollet ihr das Volk ergrimmen, Seid ihr im geheimen Bund?"

Heine VII 305: „So konnten . . . Bäume . . . und Blumen alles mit anhören, und da solche unschuldigen Naturwesen ebenso wie die Kinder von der Weltironie nichts wissen, so hielten sie gleichfalls alles für baare Münze und weinten mit mir." III 157: „Ich stand mit ihnen (Blumen) in wunderlichem Verkehr, die geschminkten Tulpen grüssten mich bettelstolz herablassend, die nervenkranken Lilien nickten wehmütig zärtlich, die trunkenroten Rosen lachten mir

schon von weitem entgegen, die Nachtviolen seufzten — mit den Myrthen und Lorbeern hatte ich damals noch keine Bekanntschaft . . .“ u. s. w., vgl. 158.

Wie die Pflanzen in gutem oder bösem Sinne Anteil an dem Menschen nehmen, so wendet sich dieser wiederum in Freud und Leid an die Pflanzen.

Tieck: „Umfasste mit meinen Armen die Gebüsche und küsste die Rosen.“ Brentano: „Umarmt die Bäume mit Liebesgebärde Und reicht den blühenden Zweigen die Hand.“ „Diese ganze Welt, der Wald . . . sie liegen mir am Busen, ich fühle, dass sie mit mir sprechen.“ „Keiner mag wissen . . . Keiner verstehn, Was ich den glühenden Rosen, den Blüten, Was ich den kühlenden Blättern vertraut.“

Heine III 320: „Ach wie schön ist das alles! jauchzte ich, als ich Franscheskas Wohnung verlassen hatte . . . Es war mir, als müsste ich allen Pflanzen . . . einen Namen geben und ich benannte alles nach seiner innern Natur und nach meinem eignen Gefühl, das mit den Aussendingen so wunderbar verschmolz . . . ich verstand alle Formen und Gestaltungen, den Duft der Pflanzen . . . O Franscheska . . . so rief ich und streckte die Arme flehend empor und rannte mit dem Kopf gegen manchen Baum, den ich dann umarmte, statt zu schelten.“

I 90: „Die Mitternacht war kalt und stumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich hab' die Bäum' aus dem Schlafe gerüttelt,
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.“

Die engsten Beziehungen finden die Romantiker zwischen den Blumen und ihrer Geliebten. Wie sie ihre Geliebte mit Blumen vergleichen, mit Namen von Blumen nennen, ja die Blumen direkt für die Geliebte einsetzen, haben wir schon gesehen.

Die Blumen bringen Grüsse von der Geliebten.

Hoffmann: „Wie die Blumen dich anblickten, Gruss

und Kuss von ihr bringend.“ Heine: „Märchenartig grüssen Rosen, Und sie glühn wie Liebesboten.“

Pflanzen wissen um das Liebesgeheimnis.

Tieck, Ph. II 125: Bäume „nennen der Liebsten Namen“. Heine B. L. 60: „Die Lilie soll klingend hauchen Ein Lied von der Liebsten mein.“ „Und wüsstens die Blumen die kleinen, Sie würden mit mir weinen.“

Die Geliebte erzählt den Blumen ihr Geheimnis.

Heine B. L. 184: „Und spricht mit den Blumen, erzählet ihnen, wie ich, der Geliebte, so lieblich sei.“

Die Blumen sind die Freundinnen des Mädchens.

Brentano: „Die Lilie darf zusehen . . ., sie senkt den Kelch still zu ihr und thut wie die vertraute Freundin.“ Blumen sind „Freundlichen Kindern Liebe Gesellen, Zärtlichen Mädchen Holde Vertraute“.

Das Freundschaftsverhältnis wird zur Verwandtschaft gesteigert.

Brentano: „Joduno: Meine Kinder sind alle recht freundlich . . . das sind meine vielen Blumen, und meine Geschwister nennt sie Eusebio.“ „Jungfrau zu den Blumen: Wir sind Schwestern.“

Heine I 69: „Die Lotosblumen erwarten
Ihr trautes Schwesterlein.“
„Es flüstern und sprechen die Rosen
Und schauen mitleidig mich an,
Sei unsrer Schwester nicht böse
Du trauriger blasser Mann.“

Kommen Tierreich und Pflanzenreich in Berührung, dann treten menschliche Verhältnisse ein; z. B. ist die Rose die Braut der Nachtigall. Vgl. oben unter „Tierreich.“

Pflanzen werden aber auch mit der leblosen Natur im menschlichen Verkehr gedacht.

Chamisso I 365: „Die Sonne weckt die Blumen auf.“ Heine IV 96: „Aloe, die sehnsüchtig ihre grünen Arme nach dem sonnigen Himmel emporstreckte.“

Tieck schildert das Liebesverhältnis zwischen Blumen und Sonne.

Ph. I 283: „. . . die zarten Blümlein keimen,
— — —
Ihre Farbe ist ein Spielen
Zugekehrt der goldnen Sonne,
Deren heissen Kuss zu fühlen;
Das ist ihre höchste Wonne
An den Küssen zu verschmachten,
Zu vergehn in Lieb und Wehmut;
Also stehn, die eben lachten,
Bald verwelkt in stiller Demut.
Das ist ihre höchste Freude,
Im Geliebten sich verzehren,
Sich im Tode zu verklären,
Zu vergehn in süssem Leide."

Heine schildert die Liebe der Lotosblume zum Monde.

II 51: „Sie sei eine Lotosblume,
Bildet die Liebste sich ein;
Doch er, der blasse Geselle,
Vermeint der Mond zu sein.
Die Lotosblume erschliesset
Ihr Kelchlein im Mondenlicht,
Doch statt des befruchtenden Lebens
Empfängt sie nur ein Gedicht."

I 69: „Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie die Nacht.
Der Mond das ist ihr Buhle
Er weckt sie mit seinem Licht
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.
Sie blüht und glüht und leuchtet
Und starret stumm in die Höh'
Sie duftet und weint und zittert
Vor Liebe und Liebesweh."

Leblose Natur.

Einleitung: Leblose Gegenstände.

Verlassen wir die lebende Natur und gehen auf das Gebiet der toten über, so finden wir da dieselbe romantische Behandlung wie bisher.

Vorangestellt seien die aus der leblosen Schöpfung durch Menschenhand hervorgegangenen Produkte. Hier finden wir selbstverständlich wieder den allgemein poetischen Vergleich vertreten.

Heine II 287: Zuleimas Mund ist ein „Becher mit Rubinenrand". III 133: Augen sind „gläserne Dolche". V 65: „Augen . . . zuweilen blitzt es da hervor wie ein Stilett." III 91: Vergleich des Herzens mit einem Schiffe. „Leck ihres Herzens." IV 113—114 werden die Menschen mit Schiffen verglichen.

Ein Schritt weiter ist die Belebung.

Heine nennt die Bussole die „zitternde Seele des Schiffes", vgl. B. L. 179. II 215: „Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft Erheben ein Freudengebelle." III 396: „Ihre langen, langgezognen Töne stöhnt die Orgel wie ein seufzendes Riesenherz." IV 366: „Die Tasten (des Klaviers) schienen zu bluten", als Liszt spielte. VI 445: „Pianos, die schon bei der Nachricht seines Kommens erzitterten, und die nun wieder unter seiner Hand zucken, bluten und wimmern, dass die Tierquälergesellschaft sich ihrer annehmen sollte."

Die echt romantische Vermenschlichung fehlt natürlich auch nicht, Heine macht sogar sehr ergiebigen Gebrauch davon:

V 92: „Gutmütigste Charpie." VII 473: „Staatsperrücke meines Grossvaters, die . . . vor Alter kindisch geworden zu sein schien." III 163: „Aber so vergnügt er

auch aussah, so wusste ich dennoch, dass der arme Baron . . . viel Kummer ausgestanden hatte, sein Gesichtchen wollte es mir verbergen, aber die weissen Haare seines Zöpfchens haben es mir hinter seinem Rücken verraten. Und das Zöpfchen selber hätte es gerne wieder abgeleugnet und wackelte gar wehmütig lustig." VII 470: „Zopf, der . . . von einer Schulter zur andern flog, allerlei Kapriolen schnitt und sich über seinen eigenen Herrn hinter seinem Rücken zu mockieren schien." IV 159: „Ein Buch (Bibel), das so traulich, so segnendgütig uns anblickt wie eine alte Grossmutter." VI 48: „Als ob das Manuskript mich mit fremden, ironischen, ja boshaften Augen ansähe." VI 91: „Die prachtvollsten Codices, geschmückt mit Goldrand und Edelsteinen, wahre Odalisken im Harem der Wissenschaft." Die Bibliothekare sind dazu die Eunuchen. IV 323: „Die Lampe . . . warf dann und wann halb furchtsame halb neugierige Lichter auf das Antlitz der kranken Frau." Vgl. IV 83: Gespräch zwischen einem Laternenpfahl und einem Obelisk. In der Josepha-Episode, vgl. VII 507 ff., wird das Richtschwert vermenschlicht. Vgl. dazu das Richtschwert in Brentanos „Geschichte vom braven Kasperl etc." und Heines Besprechung in der „romantischen Schule" V 309.

II 294: „Moralisieren, scheint es, will der Dolch.
Ich rate schweig, denn schweigend sprichst du mehr
Als mancher Moralist mit seinem Wortschwall.
— — —

Ibid.: Bedarf der Dolch noch eines spitz'gen Wortes,
Um mir das Herz im Leibe zu verwunden?"

VII 285: „Es pfiffen die bleiernen Nachtigallen" (Kugeln).

II 332: Und diese Freunde (Pistolen) decken mir den Rücken.
(Nimmt eine Pistole heraus und betrachtet sie.)
Der sieht mich an so ehrlich; gerne möcht' ich
Auf seinen Mund fest drücken meinen Mund,
Und drücken — Ach nach solchem Feuerkusse
Da wär mir wohl."

VI 211: „Kanonen . . . die mich sehr freundlich anlachten; denn diese klugen Geschöpfe teilen meine Antipathie gegen die Engländer und werden solche gewiss weit donnernder und treffender aussprechen.

II 288: „Hörst du Almansor, was die Glocken murmeln? Sie murmeln dumpf: . . .“ I 376: „Fromme Glocken.“ III 390: „Ironisches Glöcklein.“ VII 146: „Dazwischen kicherte ein katholisches Mettenglöcklein.“ VI 347 wird die Violine vermenschlicht, III 165 die Trommel. IV 358: „Türlitüs Triangel kicherte manchmal so hämisch.“ III 41: „Schlug eine schwerfällige, gähnende Glocke, und zwar so lang und langsam, dass ich nach dem zwölften Glockenschlage sicher glaubte, es seien unterdessen volle zwölf Stunden verflossen, und es müsste wieder von vorn anfangen, zwölf zu schlagen. Zwischen dem vorletzten und letzten Glockenschlage schlug noch eine andere Uhr, sehr rasch, fast keifend gell, und vielleicht ärgerlich über die Langsamkeit ihrer Frau Gevatterin.“

II 65: Vermenschlichung der Taschenuhr.

„. . . ein goldnes Häuschen . . .
Im Häuschen da geht es gar wunderlich bunt,
Da dreht sich ein Völklein in zierlicher Rund'.
Da tanzen zwölf Tänzer, ohn' Ruh' und Rast,
Sie haben sich fest bei den Händen gefasst;
Und wenn ein Tanz zu enden begann,
So fängt ein andrer von vorne an.
Und es summt mir ins Ohr die Tanzmusik:
Die schönste der Stunden kehrt nimmer zurück,
Dein ganzes Leben war nur ein Traum,
Und diese Stunde ein Traum im Traum.“

VI 419: „Das beleidigte, ehrgeizige Geld.“ V 120: „In unruhigen Zeiten ist das Geld ängstlich, zieht sich in die Kisten der Reichen wie in eine Festung zurück . . . In ruhiger Zeit wird das Geld wieder sorglos, bietet sich preis, zeigt sich öffentlich, ist sehr herablassend . . . So ein alter Luisdor hat mehr Verstand als ein Mensch, und

weiss am besten, ob es Krieg oder Frieden giebt.“ III 329: „Verliebter Luisdor.“ III 28: „Die neugeborenen blanken Thaler.“ An einen derselben hält Heine dann eine lange Ermahnung.

Novalis I 175: Personifikation des Weines. „Und der Wein schlich zwischen den Schüsseln und Blumen umher, schüttelte seine goldenen Flügel und stellte bunte Tapeten zwischen die Welt und die Gäste.“ Novalis I 178: „Auf grünen Bergen wird geboren . . .“ Vgl. das ganze den Wein personifizierende Gedicht.

Heine I 191: „Wie Schwanenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgoländer,
Die kecken Nomaden der Nordsee.“

III 103 (vgl. Anm.): „Geht man am Strande spazieren, so gewähren die vorbeifahrenden Schiffe einen schönen Anblick. Haben sie die blendend weissen Segel aufgespannt, so sehen sie aus wie vorbeiziehende grosse Schwäne.“ III 107: „Die Badekutschen, die Droschken der Nordsee . . . für die Winterzeit stehen sie im Konversationssaale und führen dort gewiss ebenso hölzerne und steifleinene Gespräche wie die vornehme Welt, die noch unlängst dort verkehrte.“ IV 25: Vermenschlichung von Bildern: „Da standen nebeneinander . . . die hübschen Bilder, die armen Kinder der Kunst, denen die geschäftige Menge nur das Almosen eines gleichgültigen Blicks zuwarf. Mit stummen Schmerzen bettelten sie um ein bischen Mitempfindung oder um Aufnahme in einem Winkelchen des Herzens . . . Die Ausstellung glich einem Waisenhause, einer Sammlung zusammengeraffter Kinder, die sich selbst überlassen gewesen und wovon keins mit dem andern verwandt war.“

II 269:

„Ihr seid gar stark gebaut ihr festen Mauern,
Und doch habt ihr ein schwach und schlecht Gedächtnis.“

Tieck, Ph. I 261: „Die kahlen Wände riefen ihn mit zürnenden Stimmen an.“ Heine II 258 sehen die Wände „betrübt“ auf Hassan nieder. III 215: „Die langen Häuserreihen . . . die sich, wie die Menschen selbst, von einander fern zu halten streben, erstarrend im gegenseitigen Groll. Nur einmal, in einer Mondnacht, als ich etwas spät von Luther und Wegener heimkehrte, sah ich, wie jene harte Stimmung sich in milde Wehmut aufgelöst hatte, wie die Häuser . . . sich gerührt baufällig christlich anblickten und sich versöhnt in die Arme stürzen wollten . . .“ u. s. w., vgl. 215, 216 und 217. 216: „Die alten skeptisch philosophischen Häuser.“ III 243: „Dass die verwitterten Mauern vor Vergnügen . . . zitterten . . . der uralte Dom . . . wie ein heiterer Greis, recht bejahrt zutraulich und einladend.“ III 396: „Die Häuser schliefen mit geschlossenen Fensteraugen, nur hie und da durch die hölzernen Wimpern blinzelte ein Lichtchen.“ IV 130: „Das Aeussere des Hauses war elend und kläglich und mürrisch . . . das dunkle morsche Haus stand dicht am Wasser, und wenn man an der anderen Seite des Kanals vorbeiging, glaubte man eine alte Hexe zu sehen, die sich in einem glänzenden Zauberspiegel betrachtet.“ V 316: „Alle gotischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeschritten der Strassburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenturm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. s. w., und diese machten der schönen Notre Dame de Paris ganz artig die Kur. Es ist wahr, dass ihr Gang ein bischen unbeholfen ist, dass einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und dass man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen muss. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wut geraten, wie sie sich untereinander würgen, wie Notre Dame de Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt und plötzlich ein Schwert ergreift und

dem grössten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt.“ VI 34: „Den Strassburger Münster sah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge (hier: Paris) zieht.“ VII 571: Eine Stadt ist „wie ein junges Mädchen, das ihr holdes Angesicht gern wiedersieht im Spiegel fremder Korrespondenz“. Aber Berlin ist „ein altes Weib, eine echte Klatschliese“. VI 35: Vermenschlichung der Stadt Paris. II 252: Granada ist die „Schwester der Sonne“. Vgl. noch die ausführliche, schöne Personifikation der Stadt Jerusalem im „Romanzero“.

Es mögen noch folgende recht ungewöhnliche Belebungen und Vermenschlichungen folgen.

Kleist II 119:

„. . . Saht ihr die Gruft nicht schon im Münster
Mit offnem Rachen euch entgegengähnen?
— — —
. . . . als würde sie
Mir wie ein Panther übern Nacken kommen.“

Novalis I 107: „Das Grab kam ihm wie eine bleiche, edle, jugendliche Gestalt vor, die auf einem grossen Steine mitten unter Pöbel sässe und auf eine entsetzliche Weise gemisshandelt würde; als wenn sie mit kummervollem Gesichte nach einem Kreuze blicke . . .“

Geologische Natur.

Allgemeiner poetischer Vergleich.

Fr. Schlegel, Alarkos: „Eisern Herz.“ „Alabasterhand.“

Heine, B. L. 156: „Ihres Mundes Rubinen.“ II 337: „Hände wie Marmelstein.“

B. L. 117: „Saphire sind die Augen dein,
Dein Herz es ist ein Diamant,
Rubinen sind die Lippen dein.“

Vermenschlichung.

Tieck, Ph. I 263: „Die Krystalle weinen. Von demantnen Säulen Fliessen Thränenquellen.“

Heine VII 448: „Der Diamant könnte sich etwas darauf einbilden, wenn ihn ein Dichter mit einem Menschenherze vergliche.“

VII 92: „Hier sprechen die Steine . . . und so ein Stein hat mehr Ehrgefühl und predigt Gottes Wort . . . weit eindringlicher als alle Professoren.“

Novalis I 265: „Auch der Felsen ist gesunken Freudetrunken Zu der selgen Mutter (Gottes) Füssen.“

Novalis I 40: „wie . . . Felsen mit den Menschen gesprochen hätten.“

Heine VI 211: „Englands Kalkfelsen wurden noch blässer vor Schrecken.“ III 237: „Himmelhohe Berge, die mich ernsthaft ansahen und mir mit den ungeheuern Häuptern und langen Wolkenbärten eine glückliche Reise zunickten. Hie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das sich auf die Fusszehen zu stellen schien und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrscheinlich um mich zu sehen.“ Vgl. die Personifikation des Brockens in der Harzreise. B. L. 132: „Und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde.“ V 118: „Cuvier, der . . . unsrer alten Mutter Erde aufs ungalanteste nachgewiesen hat, dass sie viele tausend Jahre älter ist, als wofür sie sich bisher ausgegeben.“

Das Reich der Gestirne.

Allgemein poetischer Vergleich.

Er ist sehr beliebt bei den Romantikern und wird teilweise sogar, besonders inbetreff der Augen, etwas formelhaft.

Fr. Schlegel, Luz. 79: „Deine heiligen Augen . . . standen unbeweglich da, wie die freundlichen Sterne ewig über unserer Armut schimmern. Unverrückt schaute ich nach den schwarzen Lichtern, die . . . in die Nacht meiner Trauer winkten.“ Kleist II 33: „Nun Herzchen sprich, wie gehts dir, mein Planet? Was macht Ventidius, dein Mond?“ Chamisso I 31: „Ich wollt, es gäbe keine Sonne Als eben dein Auge so klar.“ I 122: „Bist, mein Geliebter, Du mir erschienen, Giebst, du Sonne, mir deinen Schein?“ Brentano, Godwi I: „Kaum blickte das Auge (Mond), das freundliche Auge der Nacht in unsre Wohnung.“ Godwi I 358: „wenn ihre schönen Augen nicht leuchteten, und milde schöne Blicke aus ihnen stiegen wie Strahlen zweier einsamen Sterne am Himmel.“ Godwi I 218: „Wenn die Liebe aus den Sternen Niederblicket auf die Erde Und dein liebstes Lieb begehrt — — Ihre (Liebchens) Augen . . . sind im Himmel aufgegangen.“

Besonders reichhaltig in solchen Vergleichen ist Heine.

III 283: Mond ist „das blasse Auge der Nacht“. B. L. 104: „Wie Nebel sind auch zerflossen Die blauen Sternelein, Die mir jene Freuden und Qualen Gelächelt ins Herz hinein.“ III 240: „Die Augen, diese romantischen Sterne.“ B. L. 180: „Gross und gewaltig strahlt ein Auge Wie eine schwarze Sonne. O, du schwarze Sonne, wie oft, Entzückend oft trank ich aus dir!“ B. L. 196: „Deine süssen Aeugelein Glänzen mild wie Mondenschein.“ B. L. 152: „Aber meine blauen Sterne (Augen) Strahlen auf in hellerm Licht.“ 153: „Und die Augen giessen drüber Ihren blauen Sternenschein.“ II 20: „Augen, sterblich schöne Sterne.“ III 142: „Sodass die schwarzen Locken . . . herabfielen und die glänzenden Augen wie Sterne aus dunkelem Himmel hervorleuchteten.“ V 117: „Die Herzen grosser Männer sind aber die Sterne der Erde.“ B. L. 167: Sterne sind die Augen der Geliebten. B. L. 148: „Aeuglein wie zwei blaue Sterne — — — Und die lieben blauen

Sterne Schaun mich an so himmelgross.“ II 273: „Und vor mir schweben, immer freundlich leitend Zwei Liebessternlein, Donna Claras Augen.“ „Was soll denn der Vergleich mit schmächtgen Sternlein Mit Sonnen muss man so ein Lieb vergleichen.“ III 192: „Im Anfang hielt ich Ihre Augen für zwei Sterne. Aber wie kann man solche schöne Augen mit Sternen verwechseln? Diese kalten Lichter des Himmels können nicht weinen . . .“ III 37: Mädchen ist „eine Verkörperung von Sommerabendhauch, Mondschein . . .“ 410: „Franscheska . . . am Tage war sie ein schmachtend blasser Mond, des Nachts war sie eine glühende Sonne — Mond meiner Tage! Sonne meiner Nächte! ich werde dich niemals wiedersehen!“ IV 535: „Mademoiselle Georges, die ungeheure, strahlende Fleischsonne am Theaterhimmel.“

Belebung.

Heine, B. L. 160: „Aus herbstlich dämmernden Wolkenschleiern Ein traurig totblasses Antlitz Bricht hervor der Mond.“ B. L. 185: „Vollblühender Mond.“ B. L. 224: Der Mond ist „eine Riesenpommeranze“. B. L. 189: „. . . die ewige Sonne, Die Rose des Himmels, die feuerblühende.“ III 38: „Der Mond sei eine Frucht, die, wenn sie reif geworden, vom lieben Gott abgepflückt und zu den übrigen Vollmonden in den grossen Schrank gelegt werde, der am Ende der Welt steht.“ V 462: Die Sonne ist ein Käse und ihre Strahlen sind rote Würmer darin.

Vermenschlichung.

Durch ein einfaches Attribut.

Heine II 251: „Güt'ge Sonne.“ VII 108: „Das närrische Mondlicht.“ VII 145: „Verliebte Sonnenlichter.“

Den Gestirnen werden menschliche Handlungen und Gefühle beigelegt.

Heine II 251: „Die Sonne „hört; ist mitleidig; gütig“, hat „freien Willen; Furcht“. B. L. 189: „Die ewge

Sonne — — — Die freudvoll sich im Meer bespiegelt.“ I 413 hält der Mond eine Rede.

VII 279: „Ich machte die Damen darauf aufmerksam, dass die Sonne nur zögernd scheide und sichtbar ungern die Gesellschaft ihrer Mitsonnen verlasse.“

III 252: „Die Sterne sahen so klar und fromm herab in mein Herz.“ III 392: „Die Sterne zu Lucca dachten gewiss wie ich, und als ich seufzend nach ihnen hinaufblickte, sahen sie mich so übereinstimmend an mit ihren frommen Augen, so hell, so klar.“

Auch im Verkehre mit den Menschen zeigt sich die menschliche Natur der Gestirne. Sie nehmen guten oder bösen Anteil an dem Schicksale der Menschen. Sie sind ihre Vertraute, oft aber beklagen diese sich über Gleichgültigkeit oder gar Missgunst der Gestirne.

Brentano, Godwi I 213: „Der Mond. Seht dort kommt der sanfte Freund gegangen Leise, um die Menschen nicht zu wecken. — — — Stillt im Busen alles bange Sehnen, Alles Leiden weiss er zu erquicken.“ Tieck, Ph. I 261: „Alles winkte ihm dorthin, die Sterne schienen dorthin zu leuchten, der Mond wies mit einer roten Strasse nach den Trümmern.“

Heine B. L. 124: „Der Mond ist mein Begleiter,
Er leuchtet mir freundlich vor.
— — —
Ich dank dir, du alter Vertrauter.
— — —
Jetzt leuchte der übrigen Welt,
Und findest du einen Verliebten,
So tröst ihn, wie du mich selber
Getröstet in alter Zeit.“

II 251: „Nur du, o Sonne, hörtest mich;
Mitleidig schickst du mir die letzten Strahlen,
Du güt'ge Sonne, hör mein dankbar Wort.“

B. L. 66: „Und wüssten sie mein Wehe
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe
Und sprächen Trost mir ein.“

B. L. 203: „Wenn junge Herzen brechen
So lachen drob die Sterne,
Sie lachen und sie sprechen
Herab aus der blauen Ferne:
— — —
„Wir haben nie empfunden
Die Liebe, die so verderblich
Den armen Menschen drunten;
Drum sind wir auch unsterblich."

II 276: „Dort oben wallen tausend Liebesboten,
Und jedem gab ich tausend Grüsse.
— — —
Und dennoch brachte keiner dieser Boten
Der Heissgeliebten meine heissen Grüsse.
Schämt euch, untreue Boten, Sterne oben,
Die ihr so klug und pfiffig niederblinzelt.

Gestirne und Pflanzen.

Vgl. oben unter Pflanzenreich. Hier noch einige Beispiele:

II 276: „Güldne Sternlein schauen nieder
Mit der Liebe Sehnsuchtwehe.
Bunte Blümlein nicken wieder,
Schauen schmachtend in die Höhe."

I 209: „Die schlanke Wasserlilie
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüsst der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.
Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n,
Da sieht sie zu ihren Füssen
Den armen blassen Gesell'n."

IV 136: „Wenn die Strahlen jenes himmlischen Gestirns die Blumen berühren, dann wachsen sie heiter empor und öffnen ihre Kelche und entfalten ihren buntesten Farbenschmuck. Des Nachts, wenn ihre Sonne entfernt ist, stehen sie traurig, mit geschlossenen Kelchen, und schlafen, oder träumen von den goldnen Strahlenküssen der Vergangenheit."

Gestirne und Tiere.

Brentano, Godwi I 181: Quartett zwischen Mond, Sonne, Nacht und Nachtigall.

IV 106: „Dieselben Sterne, die einst in schönen Sommernächten so liebeheiss mit den Schwänen gebuhlt, jetzt aber so winterkalt, so frostig klar und fast verhöhnend auf sie herabblickten.“

Gestirne und Wasser.

Trst. 312: „Auf Wellen spielt
Der Mondschein mild
— — —
Das Meer vor Sehnsucht schwillt.
— — —
Oh Mondschein mild,
Gieb hin der Braut dein Bild.
Doch ferne zieht der Mond erbleicht,
Das Meer in Trauer rückwärts weicht.
— — —
In Wolken sich der Mond verhüllt
Die Sehnsucht bleibet ungestillt.“

Heine VII 309: „Jene bleiche Scheibe. Der Fluss scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluten zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber lass nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe . . . und die Wellen, die vorhin so wegwerfend übermütig, erschauern jetzt im Anblick dieses glänzenden Gestirns und schwellen ihm entgegen mit Wollust.“

II 276: „Zärtlich blickt der Mond herunter,
Spiegelt sich in Bächleins Fluten,
Und vor Liebe taucht er unter,
Kühlt im Wasser seine Gluten.“

Vgl. noch I 183/4 die Ehe zwischen der Sonne und dem Meergott.

Gestirne und Erde.

Ritter vgl. Haym 618: „Der Mond ist ein geheimes Billet der Sonne an die Erde.“ Heine III 56: „Sonne . . . eine rotglühende Rose, die der galante Himmel herabgeworfen in den weit ausgebreiteten, weissen Brautschleier seiner geliebten Erde.“

Gestirne untereinander.

Brentano, Godwi II 136: „Sonne ist des Mondes Braut.“

Heine I 165: „Einst am Himmel glänzten
Ehlich vereint
Luna, die Göttin, und Sol, der Gott,
Und es wimmelten um sie her die Sterne,
Die kleinen unschuldigen Kinder.
— — —
Und es trennte sich feindlich
Das hohe, leuchtende Eh'paar.
Jetzt am Tage, in einsamer Pracht
Ergeht sich dort oben der Sonnengott,
— — —
Aber des Nachts
Am Himmel wandelt Luna,
Die arme Mutter,
Mit ihren verwaisten Sternenkindern,
Und sie glänzt in stiller Wehmut,
— — —
Die weiche Luna! Weiblich gesinnt,
Liebt sie noch immer den schönen Gemahl.
Gegen Abend, zitternd und bleich,
Lauscht sie hervor aus leichtem Gewölk,
Und schaut nach dem Scheidenden schmerzlich,
Und möchte ihm ängstlich rufen: „Komm!
Die Kinder verlangen nach dir —“
Aber der trotzige Sonnengott,
Bei dem Anblick der Gattin erglüht er
In doppeltem Purpur
Vor Zorn und Schmerz,
Und unerbittlich eilt er hinab
In sein flutenkaltes Witwerbett.“

Gestirne und Tag und Nacht.

Fr. Schlegel, W-VIII 162: „Fern ist ganz des Tages Mutter (Sonne),
Lichter scheint der bleiche Sohn“ (Mond).

Heine II 262: „Trau nicht der Nacht . . .
Trau ihrem bleichen Buhlen nicht, der droben
Liebäugelnd aus den Wolken niederblinzelt.
— — —
Trau nimmer ihrer Bastardbrut dort droben,
Den goldnen Kindlein, die so munter funkeln
Und freundlich thun, und liebeschmeichelnd nicken.“

Volkslied.

Hier ist wohl der geeignetste Ort, kurz auf die Beziehungen der Romantik zum Volksliede einzugehen.

Dass auch von diesem ein gewisser Einfluss auf die Romantiker, was die Belebung und Vermenschlichung der Natur anbetrifft, geherrscht hat, ist nicht zu bezweifeln. Der Vergleich der Augen der Geliebten mit Sternen, die synonyme Einsetzung der Blume für die Geliebte sowie die Bezeichnung der Blume als Schwester der Geliebten, alles das ist echt volkstümlich.

Die Vorliebe für das Volkslied und die Beschäftigung mit demselben war sehr gross und anhaltend. Aus romantischen Kreisen ging auch diejenige Volksliedersammlung hervor, welche am meisten auf unsere Litteratur eingewirkt hat.

Dass Heine auch von dem romantischen Sammeleifer angesteckt war, sagt er selbst. VI 214: „Paris, 21. September 1840. Ohne sonderliche Ausbeute bin ich dieser Tage von einem Streifzuge durch die Bretagne zurückgekehrt . . . Von den schönen Volksliedern, die ich dort zu sammeln gedachte, vernahm ich keinen Laut. Dergleichen existiert nur noch in alten Sangbüchern, deren ich einige aufkaufte; da sie jedoch in bretonischen Dia-

lekten geschrieben sind, muss ich sie mir erst ins Französische übersetzen lassen, ehe ich etwas davon mitteilen kann." 296 zitiert er ein solches bretonisches Volkslied. „Der Tanz ist verflucht, sagt ein fromm bretonisches Volkslied, seit die Tochter der Herodias vor dem argen König tanzte, der ihr zu Gefallen Johannem töten liess. „Wenn du tanzen siehst", fügt der Sänger hinzu, „so denke an das blutige Haupt des Täufers auf der Schüssel, und das höllische Gelüste wird deiner Seele nichts anhaben können.""

In ihren eigenen Werken benützen die Romantiker gern Volkslieder, fügen auch wohl mehr oder minder veränderte Originale ein. Am meisten thun das wohl Arnim und Brentano.

Ueber den Einfluss des Volksliedes auf Heine vergleiche die Dissertation von R. Götze: H. Heines Buch der Lieder und sein Verhältnis zum Volksliede. Darin auch Zeugnisse Heines und der obenerwähnte Brief an W. Müller. Auf einige Ergänzungsstellen für Zeugnisse Heines möge hier noch kurz verwiesen werden.

III 164: Volkslied wird zitiert, 238/9 ebenfalls; desgleichen IV 31, 416, 562 ff., 598 ff.; V 310—317 (ausführliche Besprechung des „Wunderhorns" mit vielen Zitaten).

VII 220: „Es kömmt darauf an, den Geist der Volksliedformen zu erfassen, und mit der Kenntnis desselben nach unserem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeschmackt klingen daher die Titularvolkslieder jener Herren, die den heutigsten Stoff aus der gebildeten Gesellschaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksbursche vor zweihundert Jahren für den Erguss seiner Gefühle passend gefunden. Der Buchstabe tötet, doch der Geist macht lebendig."

II 457 Anmerkung verweist Elster auf Bd. VI. Das ist ein Druckfehler, es muss heissen VII 498.

Wie schon gesagt, ist die Vermenschlichung der Natur durch die Romantiker zum Teil auf den Einfluss des Volksliedes zurückzuführen. Aber das Volkslied verfährt viel formelhafter. Einzelne Typen wiederholen sich immer. Auch in den Gegenständen der Vermenschlichung ist es nicht so reichhaltig.

Doch nun zurück zur romantischen Vermenschlichung der Natur.

Reich der Luft.

Das Reich der Luft mit seinen Naturereignissen, Blitz, Donner, Regen u. s. w., alles wird vermenschlicht. Als instruktives Beispiel diene folgende Stelle aus Novalis, worin wir eine Menge derartiger Vermenschlichungen zusammengedrängt finden.

Novalis I 221: „Der ungestüme Geist der Flut folgte der sanften Ebbe. Die alten Orkane legten sich an die klopfende Brust der heissen leidenschaftlichen Erdbeben. Die zärtlichen Regenschauer sahen sich nach dem bunten Bogen um, der von der Sonne, die ihn mehr anzieht, bleich dastand. Der rauhe Donner schalt über die Thorheiten der Blitze hinter den unzähligen Wolken hervor, die mit tausend Reizen dastanden, und die feurigen Jünglinge lockten; die beiden Schwestern Morgen- und Abendröte freuten sich . . .“

Einzelnes: Luft, Wind, Sturm.

Tieck, Ph. IV 214: „Er spricht . . . mit der Luft.“ Fr. Schlegel, W. VIII 110: „Lüfte, könnt ihr mir nicht sagen, wo . . .?“ Hoffmann, Elix. 171: „wie . . . der kosende Abendwind von ihr, von deiner Liebe so vernehmlich zu dir sprach.“ Brentano, Godwi I 118: Schilderung des Sturmes, dessen Braut das Meer ist. Kleist II 51: „Der Sturmwind wird, die Waldungen durchsausend, Empörung rufen . . .“ Chamisso I 35: „Noch hat mich

der Wind nicht betrogen, Der Wind, der blieb mir treu. — — — Es findet der Wind ihn nicht."

Heine II 277: „Lüftlein schauern wundersüsse Ziehen feiernd durch die Bäume. Werfen Kuss und Liebesgrüsse . . ." II 331: „Die Hölle hat ihre Querpfeifer (Winde) ausgesandt, die spielen auf." B. L. 95: „Der Wind zieht seine Hosen an, Die weiten Wasserhosen, Er peitscht die Wellen so stark er kann . . ." B. L. 162: „Und über dem Meere platt auf dem Bauch Liegt der ungestaltete Nordwind." VI 35: „Die Luft so liebenswürdig, so generös."

Blitz, Donner, Gewitter.

Novalis I 277: „Wenn dann die verderblichen Strahlen herunterzucken, und mit höhnischem Gelächter die schmetternden Donnerschläge hinterdrein fallen."

Hoffmann, Murr I 85: „Weissagung des sterbenden Donners."

Brentano, Godwi II 8: „Der Donner betet."

Heine, B. L. 179: Blitz ist ein „Witz aus dem Haupte Kronions."

Wolken, Nebel, Schnee.

Heine IV 15: „Die weissen Wolkenzüge, riesenhaft und abenteuerlich, als wären es die spukenden Schatten jener Normannen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben." IV 320: „Die weissen Wolken, die eben wie ein Leichenzug am nächtlichen Himmel dahinziehen." III 68: Der wogende Nebel gleicht einer Geisterschlacht.

II 387: „Eitel Schnee, der blöd und kläglich
In der Einsamkeit sich langweilt.
Oben in der Nähe hört' ich
Wie der arme Schnee geknistert,
Und den fühllos kalten Winden
All sein weisses Elend klagte.
„O wie langsam" — seufzt er — „schleichen
Diese Stunden ohne Ende,

Wie gefrorne Ewigkeiten!“
„O, ich armer Schnee! O, wär ich,
Statt auf diese Bergeshöhen,
Wär ich doch ins Thal gefallen,
In das Thal, wo Blumen blühen!
Hingeschmolzen wär ich dann
Als ein Bächlein, und des Dorfes
Schönstes Mädchen wüsche lächelnd
Ihr Gesicht mit meiner Welle.
Ja, ich wär vielleicht geschwommen
Bis ins Meer, wo ich zur Perle
Werden konnte, um am Ende
Eine Königskron' zu zieren!“
Als ich diese Reden hörte,
Sprach ich: „Liebster Schnee, ich zweifle,
Dass im Thale solch ein glänzend
Schicksal dich erwartet hätte.
Tröste dich! Nur wen'ge unten
Werden Perlen, und du fielest
Dort vielleicht in eine Pfütze,
Und ein Dreck wärst du geworden!“ “

Feuer.

Die Belebung des Feuers ist allgemein poetisch z. B. „züngelnde Flammen“, „die Flammen lecken“, Flammen sind Schlangen. Eine sehr anschauliche Vermenschlichung des Feuers findet sich im Almansor. Es wird da die Liebe der Flammen des Scheiterhaufens zu einem jungen Mädchen geschildert.

II 296: „Am Pfahl daneben steht ein schönes Mädchen —
Die Flammen sind in sie verliebt, umschmeicheln,
Umlecken sie mit lüstern roten Zungen;
Sie schreit und sträubt sich hold errötend gegen
Die allzuheissen Buhlen, und sie weint —
O schade! aus den schönen Augen fallen
Hellreine Perlen in die gier'ge Glut.“

Reich des Wassers.

Nur Belebung ist es, wenn die Wellen Lämmer und Rosse sind.

B. L. 181: „Die weissen Wellen, Die lustig und hastig hüpfen Wie wollige Lämmerherden, Die Abends der singende Hirtenjunge Nach Hause treibt.“ B. L. 179: „. . . springen die weissen Wellenrosse, Die Boreas selber gezeugt, Mit des Erychthons reizenden Stuten.“

Belebung zu Geistern.

Brentano, Godwi II 310: „Das Rauschen des Rheines stieg . . . als höre ich das Sieden der flammenden Geister, die in einem geheimnisvollen, feurigen Tanze sich gaukelnd über die dunklen Wälder und Schluchten hinschleuderten.“

Direkte Vermenschlichung.

Fouqué N. L. 131: „Aus dunst'gem Thal die Welle
Sie rann und suchte ihr Glück,
Sie kam ins Meer zur Stelle
Und rinnt nicht mehr zurück.

Kleist I 44: „Es sang der Wasserfall ein Lied.“ II 51: „. . . und die See, (wird) Des Landes Rippen schlagend, Freiheit brüllen.“ Fr. Schlegel, W. VIII 124: „. . . Die Wellen wogen Bald schwellend liebevoll, Bald . . . Sehnsüchtig flutend in dem Wechseltanze.“

Heine B. L. 159: „. . . Wellen Schäumten und rauschten näher und näher. Ein seltsam Geräusch, ein Flüstern und Pfeifen, Ein Lachen und Murmeln, Seufzen und Sausen, Dazu ein wiegenliedheimliches Singen.“ B. L. 128: „Und der dunkle Mühlbach unten Murmelt bange, böse Träume.“ VI 434: „Musik der Bergwasser, die wie ein volles Orchester in den rauschenden Thalfluss hinabstürzen.“ III 102: „Die Wellen murmeln dann aller-

lei wunderliches Zeug, allerlei Worte . . ., allerlei Namen.“ III 299: „Flüsschen . . . welches . . . über Felsenstücke dahinstürzt und ein Geräusch hervorbringt, als wolle es die angenehmsten Dinge sagen und könne vor dem allseitig plaudernden Echo nicht zu Worten kommen.“ Vgl. noch die Vermenschlichung des Rheins II 440 ff., der Ilse III 71 und der Ilse, Selke, Bode III 75 ff.

Wellen, Bäche etc. werden im Verkehr mit einander vermenschlicht.

Heine IV 117: „Leere Tonne, die sich die Wellen einander zuwerfen und sich spottend einander zurückwerfen.“ III 70 f.: „Unterirdische Gewässer . . . nur hier und da . . . blinkte es hervor und schien heimlich zu lauschen, ob es ans Licht treten dürfe, und endlich kam eine kleine Welle entschlossen hervorgesprungen . . . Eine Menge anderer Quellen hüpften jetzt hastig aus ihrem Versteck, verbanden sich mit der zuerst hervorgesprungenen und bald bildeten sie ein schon bedeutendes Bächlein.“

Kommt das Wasser in Korrespondenz mit den Menschen, so tritt ebenfalls die Vermenschlichung ein.

Fouqué, N. L. 184: „Nur flüsterten noch kleine Wellchen schluchzend um den Kahn, und fast vernehmlich wars, als sprächen sie: o weh, o weh, ach bleibe treu.“

Tieck, Ph. II 121: „Horch, wollüstig klingen
Die Wellen im Meer,
Sie hüpfen und springen
Mutwillig einher.
Und sollten sie klagen?
Sie rufen nach dir,
Sie wissen, sie tragen
Die Liebe von hier.“

Ph. IV 122: „Das wilde Meer ist taub und unerbittlich,
Es sendet keinen Menschen mir zur Hülfe
— — —
Bald spricht die Welle wie mit Menschenstimmen
Und höhnt mein einsam Leiden boshaft spottend.“

Fr. Schlegel, Luz. 56: „so wähnte er, die Wogen tief unter ihm wollten sich aus Teilnahme und Mitleiden ihm nähern.“

Heine, B. L. 168: „Die wilden Wellen, Sie rauschen und murmeln Mir heimlich ins Ohr: „Bethörter Geselle . . .“.“

III 238: „Wenn mich die grossen blauen Bergseen so unergründlich sehnsüchtig anschauten.“ VII 55: „Ich habe mich mit dem Meere wieder ausgesöhnt (du weisst, wir waren en délicatesse), und wir sitzen wieder des Abends beisammen und halten geheime Zwiegespräche.“

Das Wasserreich wird mit der übrigen Natur in menschliche Verhältnisse gebracht.

Wasser und Gestirne.

Brentano, Godwi II 139: „So küsst das Meer des Gottes goldne Füsse Und fern noch glimmt die Glut der goldnen Küsse.“

Chamisso I 54: „Es ist ein Stern gefallen, Der hat dem Meer uns verklagt; Da hat das Meer es dem Ruder, Das Ruder dem Schiffer gesagt.“

Weitere Beispiele siehe oben unter „Gestirne“.

Wasser und Luftreich.

Fouqué, N. L. 140: „. . . wie die Wogen ihre weissen Häupter schäumend emporrichteten, als sähen sie sich nach dem Regen um, der nun bald auf sie herunter rauschen sollte.“

Godwi I 218: „Wenn der Sturm das Meer umschlinget,
Schwarze Locken ihn umhüllen,
Beugt sich kämpfend seinem Willen
Die allmächt'ge Braut und ringet.
Küsset ihn mit wilden Wellen,
Blitze zucken seine Augen,
Donner seine Seufzer hauchen,
Und das Schifflein muss zerschellen.“

Auch Heine schildert den Sturm als Kampf zwischen Wind und Wellen, ebenso kämpft das Schiff gegen die Wellen. Nur einige Beispiele.

B. L. 169: „Es wütet der Sturm
Und er peitscht die Wellen,
Und die Wellen, wutschäumend und bäumend,
Türmen sich auf, und es wogen lebendig
Die weissen Wasserberge.
Und das Schifflein erklimmt sie
Hastig mühsam . . .
Rufen verhallt im tosenden Sturm
Im Schlachtlärm der Winde."

B. L. 226: „Unterdessen kämpft das Schiff
— — —
Wie ein bäumendes Schlachtross stellt es sich jetzt
Auf das Hinterteil . . .
Jetzt stürzt es kopfüber wieder hinab.
— — —
Dann wieder, wie sorglos liebematt,
Denkt es sich hinzulegen
An den schwarzen Busen der Riesenwelle."

Das Reich des Wassers.
Eine Domäne der romantischen Poesie.

Einleitung: Meervergleiche.

Das Reich des Wassers tritt den Menschen am imposantesten beim Anblick des Meeres entgegen. Mit dem Meere beschäftigen sich deshalb die Romantiker von allen Teilen des Wasserreiches am liebsten und am meisten. Besonders häufig kommen Vergleiche vor.

Novalis II 301: „. . . Der Schlaf ist nichts als die Flut jenes unsichtbaren Weltmeeres, und das Erwachen das Eintreten der Ebbe . . ." u. s. w.

Brentano, Godwi I 273: „Nebel und Dünste alles um mich herwogend wie ein Meer." II 254: „O Nacht — — —

Ergiesse deine dunkle Flut — — — Lass kühlend — — —
Das stille Meer der ew'gen Liebe walten."

Der Halbmond wird mit einem Schiffe verglichen.

Brentano, Godwi II 243:

„Nie von der Nacht bezwungen
Senkt ruhig nach der Sterne heil'gem Feuer
Das ernste Schiff den Steuer,
Und wandelt heimwärts durch die dunklen Fluten
Vertrauend auf des Leuchtturms hohe Gluten."

Die Menschen und ihr Leben.

Novalis I 110: „Fürchterlich wie Meereswogen
Kommt ein rauhes Heer gezogen."

Brentano, Godwi II 31 sind die Kreuzfahrer ein stürmendes Meer, das sich gen Orient wälzt. Godwi II 22: „Des Lebens Freuden sind ein lust'ges Meer." Godwi I 252: „Leise sinkt die Abendsonne des Lebens in das stille Meer befriedigter Hoffnungen hinab." Hoffmann, Elix. 272: „Brausende Wellen des Lebens", 261: „So war er bald im wilden Sturm des Lasters der rüstigste Segler." Vergl. noch Elix. 220, 225.

Heine VII 55/6: „Auch die Menschheit bewegt sich nach den Gesetzen von Ebb und Flut, und vielleicht auch auf die Geisterwelt übt der Mond seine siderischen Einflüsse." VII 40/1: Das politische Leben gleicht einem Sturm auf dem Meere. III 19: „In solch einer Universitätsstadt . . . ist ein ewiger Menschenstrom, wo eine Semesterwelle die andere fortdrängt." III 22 gleicht der Streit der Juristen der Meeresbrandung. III 425: „Die älteren Leute . . . lassen ihr Schifflein ruhig fortschwimmen im Rinnstein des Lebens und kümmern sich wenig um den Seeman, der auf hohem Meere gegen die Wellen kämpft." IV 113/4: Das Leben wird mit Auslauf und Heimkehr eines Seeschiffes verglichen. „Ein Hafen im Frühling hat überdies die freundlichste Aehnlichkeit mit dem Gemüt

eines Jünglings, der . . . sich zum erstenmale auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch sind alle seine Gedanken bunt bewimpelt, Uebermut schwellt alle Segel seiner Wünsche, hoiho! — aber bald erheben sich die Stürme, der Horizont verdüstert sich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerschellt an romantischen Klippen oder strandet auf seicht-prosaischem Sand — oder vielleicht morsch und gebrochen, mit gekapptem Mast, ohne ein einziges Anker der Hoffnung, gelangt es wieder heim in den alten Hafen und vermodert dort, abgetakelt kläglich, als ein elendes Wrack! Aber es giebt auch Menschen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, sondern mit Dampfschiffen. Diese tragen ein dunkles Feuer in der Brust, und sie fahren gegen Wind und Wetter — ihre Rauchflagge flattert wie der schwarze Federbusch des nächtlichen Reiters, ihre Zackenräder sind wie kolossale Pfundsporen, womit sie das Meer in die Wellenrippen stacheln, und das widerspenstisch schäumende Element muss ihrem Willen gehorchen wie ein Ross — aber sehr oft platzt der Kessel und der innere Brand verzehrt uns.“ VII 433: „Der Volksstrom gleicht dem empörten Meere: die Wolken darüber geben ihm nur die Färbung, weisse Wellen — Müller und Bauer — dazwischen.“ I 376: „Schrecklich jetzt begann die Brandung —` Wie ein wildempörtes Meer Tosten, rasten immer näher Die erzürnten Menschenwellen.“ VII 443: „Jeder, wer heiratet, ist wie der Doge, der sich mit dem adriatischen Meere vermählt — er weiss nicht, was drin, was er heiratet: Schätze, Perlen, Ungetüme, unbekannte Stürme.“ V 136/7: Vergleich der Politik mit einem Meere. V 119: „Börsenhalle . . . ein Meer des Eigennutzes, wo aus den wüsten Menschenwellen die grossen Bankiers gleich Haifischen hervorschnappen, wo ein Ungetüm das andere verschlingt, und wo oben auf der Galerie, gleich lauernden

Raubvögeln auf einer Meerklippe, sogar spekulierende Damen bemerkbar sind.“ IV 200: Luthers Gedichte gleichen „manchmal einem Mondstrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert.“ VI 62: „Ich verlasse den Ozean religiös-moralisch-historischer Betrachtungen und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnengewässer, wo der Autor so treu sein eignes Bild abspiegelt.“

Herz, Seele, Gemüt etc.

Tieck, Ph. II 24: „Er hatte sich angewöhnt regelmässig wie Ebb und Flut sein Herz bewegen zu lassen.“ Fr. Schlegel, W. VIII 163: „Sanfte Ebb und hohe Flut Tief im Mut.“ Brentano, Godwi II 175: „Gestaltlose Flut der Seele.“ Ibid. 99: „schwoll es wie Ebb und Flut in meinem Herzen.“ Ibid.: „Des Menschen Herz hat Ebb und Flut.“ Br., W. II 258: „Denn Meer und Blut hat Flut und Ebbe.“

Brentano, Ponce: „Ich lebte nicht, mein Leben war ein ödes dunkles Meer, da zogst du über mir herauf, du stiller, voller, lieber Mond, die Ufer, die freudigen Lebensufer erwachen rings in mildem Glanze, und Ebb und Flut ström’ ich mit Sehnsucht zu dir hin, und flieh ich ohne Rast in mich zurück.“

Heine, B. L. 165: „Und meine Brust schwoll auf wie das Meer.“ IV 117: „Sein Schmerz sei tief wie das Meer.“ VII 27: „Wie das Meer von den vorüberziehenden Wolken, so empfing Börnes Seele die jedesmalige Färbung von den Gegenständen, denen er auf seinem Weg begegnete.“ III 102: „Oft wird mir sogar zu Mut, als sei das Meer eigentlich meine Seele selbst; und wie es im Meere verborgene Wasserpflanzen giebt . . . so kommen zuweilen auch wunderbare Blumenbilder heraufgeschwommen aus der Tiefe meiner Seele.“ IV 95: „Was bedeutet jener Seitenblick, den sie mir vorher zu-

geworfen, und dessen Strahlen sich über meine Seele ergossen, gleich einem langen Lichtstreif, den der Mond über das nächtliche Meer dahingiesst, wenn er aus dem Wolkendunkel hervortritt und sich schnell wieder dahinter verbirgt. In meiner Seele, die ebenso düster wie das Meer, weckte jener Lichtstreif alle die Ungetüme, die im tiefen Grunde schliefen, und die tollsten Haifische und Schwertfische der Leidenschaft schossen plötzlich empor und tummelten sich und bissen sich vor Wonne in den Schwänzen, und dabei brauste und kreischte immer gewaltiger die Orgel, wie Sturmgetöse auf der Nordsee."

B. L. 95: „Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Stürm' und Ebb und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht."

I 454: „Doch die Perlen (Gedichte) hier im Kästchen
Sind entquollen einer schönen
Menschenseele, die noch tiefer,
Abgrundtiefer als das Weltmeer."

Heine I 256: „Gleich wie das Meer dem Mond entgegenschwillt.
So flutet meine Seele, froh und wild,
Empor zu deinem holden Licht."

Romantische Poesie des Wasserreiches.

Die Romantiker hegen eine ganz besondere Vorliebe für die Poesie des Wasserreiches, sie sind es ja auch, welche die Meerpoesie zu so hoher Blüte gebracht haben.

Zwei Gründe, die in ihrem Ursprunge eins sind, giebt es für diese Bevorzugung des Wasserreiches. Es sind Tiefe und Ausdehnung, welche beide das Gefühl der Sehnsucht hervorrufen.

Das Wasser verhüllt dem menschlichen Auge sein Inneres. Diese unerforschte Welt zieht die Romantiker an; sie folgen dabei ihrem Triebe zum Geheimnisvollen.

Dort unten ist eine Zauberwelt, dessen versunkene Pracht zuweilen ein Mensch vom Schiffe aus sieht, es zieht ihn dann eine geheimnisvolle Macht in die Tiefe hinab.

Die Sagen von versunkenen Schlössern und Städten leben bei den Romantikern wieder auf. Nicht allein diese, sondern auch zeitlich weit entlegene Welten tauchen da vor ihren staunenden Augen in die Höhe. Alle möglichen romantischen Ausgeburten ihrer Phantasie sehen sie da unten; so z. B. die alten griechischen Wasser- und Meergötter in ursprünglicher Gestalt oder in christlicher Hexen- und Gespenster-Verkleidung, ebenso oft aber auch Wassergeister romantischer Schöpfung. Heine, der Dichter des Meeres, versetzt sich gerne unter die mythologischen und romantischen Bewohner des Meeresgrundes.

Wie schon gesagt, das Gefühl der Sehnsucht zieht die Romantiker zum Reiche des Wassers hin. Tiefe und Ausdehnung sind die Gründe dafür.

Die Sehnsucht nach dem Wasser und Meeresgrunde und das Hinabgezogenwerden wird gern geschildert. Nur einige Beispiele.

Novalis I 184: „Ein tiefer blauer Strom schimmerte aus der grünen Ebene herauf. Auf der glatten Fläche schwamm ein Kahn, Mathilde sass darin und ruderte . . . Auf einmal fing der Kahn an sich umzudrehen . . . Kahn, der sich immerwährend drehte. Er (Heinrich) stürzt sich in den Strom . . . der Kahn schöpfte schon Wasser, da lächelte sie mit einer unsäglichen Innigkeit und sah heiter in den Wirbel hinein. Auf einmal zog es sie hinunter. Die entsetzliche Angst raubte ihm das Bewusstsein. Er kam erst zu sich, als er sich auf trockenem Boden fühlte . . . Gedankenlos ging er tiefer ins Land . . . und Mathilde schloss ihn in ihre Arme. Wo ist der Strom rief er mit Thränen. Siehst Du nicht seine blauen Wellen über uns? Er sah hinauf, und der blaue Strom floss leise über ihrem Haupte.“

In Hoffmanns Märchen vom goldnen Topf sieht der Student Anselmus drei grüne Schlänglein im Wasser schwimmen. Es erfasst ihn eine solche Sehnsucht, dass er sich ins Wasser stürzen will, um zu ihnen zu kommen.

Die Geheimnisse der Tiefe und besonders des Meeresgrundes üben auch auf Heine ihre poetische Zauberkraft aus.

IV 21: „Bis tief in die Nacht stand ich am Meere und weinte . . . Auch Achilles weinte am Meere, und die silberfüssige Mutter musste aus den Wellen emporsteigen, um ihn zu trösten. Auch ich hörte eine Stimme im Wasser, aber minder trostreich, vielmehr aufweckend, gebietend und doch grundweise. Denn das Meer weiss alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgensten Rätsel des Himmels, in seiner Tiefe liegen, mit den fabelhaft versunkenen Reichen, auch die uralten längst verschollenen Sagen der Erde, an allen Küsten lauscht es mit tausend neugierigen Wellenohren, und die Flüsse, die zu ihm hinabströmen, bringen ihm alle Nachrichten, die sie in den entferntesten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geschwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben. — Wenn Einem aber das Meer seine Geheimnisse offenbart . . .“

IV 115: „Wie angestrengt ich auch manchmal in die klare See hinabschaute, so konnte ich doch nicht die versunkenen Städte sehen, worin die Menschen in allerlei Fischgestalten verwünscht ein tiefes, wundertiefes Wasserleben führen. Es heisst, die Lachse und alte Rochen sitzen dort wie Damen geputzt am Fenster und fächern sich und gucken hinab auf die Strasse, wo Schellfische in Ratsherrntracht vorbeischwimmen, wo junge Modeheringe nach ihnen hinauflorgnieren, und wo Krabben, Hummer und sonstig widriges Krebsvolk umherwimmelt. Ich habe aber nicht so tief hinabsehen können, und nur die Glocken hörte ich unten läuten.“

IV 395: „Es liegt etwas so geheimnisvolles in dem Treiben der Nixen. Der Mensch kann sich unter dieser Wasserdecke so viel Süsses und zugleich so viel Entsetzliches denken. Die Fische, die allein etwas davon wissen können, sind stumm. Oder schweigen sie etwa aus Klugheit? Fürchten sie grausame Ahndung, wenn sie die Heimlichkeiten des stillen Wasserreiches verrieten? So ein Wasserreich mit seinen wollüstigen Heimlichkeiten und verborgenen Schrecknissen mahnt an Venedig. Oder war Venedig selbst ein solches Reich, das zufällig aus der Tiefe des Adriatischen Meeres zur Oberwelt heraufgetaucht mit seinen Marmorpalästen, mit seinen delphinäugigen Kurtisanen, mit seinen Glasperlen und Korallenfabriken, mit seinen Staatsinquisitoren, mit seinen geheimen Ersäufungsanstalten, mit seinem bunten Maskengelächter. Wenn einst Venedig wieder in die Lagunen hinabsgesunken sein mag, dann wird seine Geschichte wie ein Nixenmärchen klingen, und die Amme wird den Kindern von dem grossen Wasservolk erzählen, das durch Beharrlichkeit und List sogar über das feste Land geherrscht."

V 262: „So durchsichtig, wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden."

I 175: „Seegespenst.

Ich aber lag am Rande des Schiffes,
Und schaute, träumenden Auges,
Hinab in das spiegelklare Wasser,
Und schaute tiefer und tiefer —
Bis tief im Meeresgrunde,
Anfangs wie dämmernde Nebel,
Jedoch allmählich farbenbestimmter,
Kirchenkuppel und Türme sich zeigten,
Und endlich, sonnenklar, eine ganze Stadt,
Altertümlich niederländisch,

Und menschenbelebt.
Bedächtige Männer, schwarzbemäntelt,
Mit weissen Halskrausen und Ehrenketten,
Und langen Degen und langen Gesichtern,
Schreiten über den wimmelnden Marktplatz
Nach dem treppenhohen Rathaus,
Wo steinerne Kaiserbilder
Wacht halten mit Szepter und Schwert.
Unferne, vor langen Häuserreihn,
Wo spiegelblanke Fenster
Und pyramidisch beschnittene Linden,
Wandeln seidenrauschende Jungfern,
Schlanke Leibchen, die Blumengesichter
Sittsam umschlossen von schwarzen Mützchen
Und hervorquellendem Goldhaar.
Bunte Gesellen, in spanischer Tracht,
Stolzieren vorüber und nicken.
Bejahrte Frauen,
In braunen, verschollnen Gewändern,
Gesangbuch und Rosenkranz in der Hand,
Eilen trippelnden Schritts
Nach dem grossen Dome,
Getrieben von Glockengeläute
Und rauschendem Orgelton.
Mich selbst ergreift des fernen Klangs
Geheimnisvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmut
Beschleicht mein Herz . . .
Auf ein altes Haus, dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes hochbegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur dass am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt . . .
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind . . .
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen.
Stürz ich hinab an dein Herz."

Beinahe noch mehr als die Tiefe betonen die Romantiker die Ausdehnung. Sie werden dabei geleitet durch

die Sehnsucht nach dem Unendlichen. „Unendlich“ ist überhaupt eines ihrer Lieblingsworte. Am liebsten schildern sie das unendliche Meer. Dies Gefühl der Unendlichkeit vergrössern die Romantiker noch dadurch, dass sie sich in einem kleinen Kahne auf weitem Meere willenlos in unendliche Fernen treibend denken.

Tieck, Ph. II 114: „Es schwimmt die Welle
Des Lebens dahin
— — —
So schwimmt die Liebe
Zu Wüsten ab.
— — —
Es bricht der Nachen,
Es löscht der Strahl.
Vom schönen Lande
Weit weggebracht
Zum öden Strande
Wo um uns Nacht.

Ph. II 108: Graf Peter wird in einem kleinen Kahne aufs weite Meer getrieben. „Er lag im Kahne ausgestreckt und eine dumpfe Betäubung ergriff ihn . . . er liess sich gleichgültig von Wind und Wellen weiter treiben.“ Vgl. die ganze Schilderung seiner Kahnfahrt.

Im Seelied von Bettina (vgl. Trst. 124f.) treibt der Kahn weiter und weiter, bis ihn die Wellen verschlingen.

Auch bei Brentano treffen wir dasselbe einsame, willenlose Treiben in die Ferne wieder an.

Godwi I 264: „Und nie konnt' ich die Phantasie bezwingen,
Die immer mich mit neuem Spiel umflocht;
So glaubte ich auf einem kleinen Kahne
In süsser Stummheit durch das Abendmeer
Mit fremden schönen Bildern hinzusegeln.
Und dunkler, immer dunkler ward das Meer,
Den Kahn und mich und ach das fremde Bild
Dem du so ähnlich bist, zogs still hinab.“

II XXXI: „Ich habe mich auf einem schwachen Boote auf das unabsehbare Meer gewagt, und treibe, den Wellen

überlassen, hin . . . ihr seht mich ohne Mast und Steuer auf gutes Glück hinaustreiben . . . schon regen sich die Lüfte von allen Seiten, die Wellen bewegen sich, und ich werde in meinem kleinen Kahne wohl zu Grunde gehen."

Das Unendlichkeitsgefühl kommt auch beim Flusse zur Geltung.

Fr. Schlegel, Luz. 5: „So windet sich der Strom . . . bis er und die Phantasie, die sich gleich dem Schwane auf ihm wiegte, in die Ferne hinziehen und sich in das Unermessliche langsam verlieren."

Den „kleinen Kahn" treffen wir auch beim Flusse wieder an. Er treibt weiter und weiter bis ins Meer. Rastlos ist seine Fahrt, er fliegt an Städten, Klöstern, Inseln vorbei, nichts kann ihn aufhalten, niemand versucht es.

Br., Godwi: „Ein Fischer sass im Kahne,
Ihm war das Herz so schwer.
Sein Liebchen war gestorben,
Das glaubt er nimmermehr."

Er wartet bis zur Nacht auf sie, und sie steigt ein.

„Das Schifflein treibt hinab."
„Sie strecket nach den Bergen
Die weissen Arme aus."

Der Kahn treibt weiter.

„Und grosse Städte fliegen
An ihrem Kahn vorbei."
„In einem Nonnenkloster
Da singen Stimmen fein,
Und in dem Kirchenfenster
Sieht man den Kerzenschein."

Es wird Tag.

„Da will er sie erwecken"
„Und findet sie nicht mehr."

Der Schiffer treibt allein weiter bis zum Meer.

„Die Meereswellen brausen
Und schleudern ab und auf
Den kleinen Fischernachen,
Der Knabe wacht nicht auf."

Die grossen Schiffe sehen den Nachen auf dem Meere treiben.

Bei Heine finden wir auch derartige Kahnfahrten ins Unendliche sei es nun auf dem Meere oder Fahrten auf dem Flusse und von diesem aus erst ins Meer.

Aehnliche Stimmung und Situation wie in obigem Brentanoschen Gedichte finden wir in folgenden Versen Heines:

B. L. 75: „Mein Liebchen, wir sassen beisammen,
Traulich im leichten Kahn.
Die Nacht war still, und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.
Die Geisterinsel, die schöne
Lag dämm'rig im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.
Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt es hin und her;
Wir aber schwammen vorüber,
Trostlos auf weitem Meer."

Zur Ergänzung mögen noch folgende Gedichte dienen. I 348: Der Apollogott; 359: Pfalzgräfin Jutta; 369: Nächtliche Fahrt; II 113: Die Flucht.

Desgl. V 487: „Mir träumte, es sei sternhelle Nacht, und ich schwämme in einem kleinen Kahn auf einem weiten, weiten See, wo allerlei Barken, angefüllt mit Masken, Musikanten und Fackeln, tönend und glänzend, manchmal nah, manchmal ferne, an mir vorbeifahren . . . Zuweilen nickte mir eine wohlbekannte Gestalt — zuweilen grüssten vertraute Weisen — Aber das zog immer schnell vorüber . . ." VII 419: „Der Dichter . . . gleicht dem Schiffer auf stürmischem Meere, welcher fern am Strande ein Kloster auf einer Felsklippe ragen sieht; die weissen Nonnen stehen dort singend, aber der Sturm überschrillt ihren Gesang."

Romantischer Wandertrieb.

Bei den oben angeführten Stellen muss auffallen, dass stets das Rastlose der Kahnfahrt betont wird. Dies hängt zusammen mit der nervösen Unruhe der Romantiker. Ihr Geist schweift in die verhüllte Zukunft und in die Unendlichkeit, die Gegenwart befriedigt sie nicht. Ihr Leben ist Sehnsucht. Daraus erklärt sich auch der romantische Wandertrieb. Das Leben der Romantiker ist eine Illustration dazu, man denke nur an Brentanos, Schlegels und Arnims Wanderleben und Wanderfahrten.

Die Romantik ist es auch, welche das Wander- und Marschlied wieder gepflegt und zur Blüte gebracht hat. Darin ist zugleich der Einfluss des Volksliedes zu erkennen.

Die Romantiker schildern gern Reisen und Fusstouren, hierin folgen sie einer aus dem Sturm und Drang überkommenen Tradition. Der Rahmen zum Phantasus ist folgender: Mehrere Freunde treffen sich zufällig auf einer Fusstour am Rhein und verkürzen sich auf dem Landgute des einen Freundes die Zeit durch Vorlesen. Novalis schildert eingehend Ofterdingens Reise von Thüringen nach Augsburg. In Hoffmanns Elixieren liegen uns in der Hauptsache die Reiseerlebnisse des Mönches Medardus vor. Brentano schildert die Reiseerlebnisse des Malers Wehmüller. In Godwi I und zum grösseren Teile auch in II befindet sich jede Hauptperson auf Reisen. In Fouqués Undine macht Hugo eine Reise durch den unheimlichen Wald und findet seine spätere Gattin Undine, welche er auf einer Donaureise verliert. Im Zauberring werden wir und die Hauptpersonen in der halben Welt herumgejagt.

Diese Lust am Reisen und an Reiseschilderungen hat wohl noch einen anderen Grund: Vorliebe für das Mittel-

alter und dessen Heldendichtung, welche meistens die Fahrten der Recken schildert.

Auch bei Heine finden wir den romantischen Wandertrieb. Zeugnisse dafür sind schon seine „Reisebilder". Sie sind die für die romantische Subjektivität typische Form; in Reisebildern kann man die heterogensten Sachen zusammenstellen.

Aber auch anderswo in seinen Werken giebt sich der romantische Wandertrieb kund, so z. B. wenn Heine durch die ganze Welt sehnsüchtig sein Ideal der Liebe sucht.

B. L. 51: „Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände.
— — —
Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände
— — —
. . . doch die Liebe fand ich nimmer
Und kehrte um nach Hause krank und trübe . . ."

Noch einige andere Beispiele:

B. L. 69: „Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt,
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit
Und sie nähete sich ein Hochzeitskleid."

B. L. 23: „Schöne Stadt, ich muss dich meiden,
Lebewohl! ruf ich dir zu.
— — —
Und die Glieder matt und träge
Schlepp ich fort am Wanderstab,
Bis mein müdes Haupt ich lege
Ferne in ein kühles Grab."

B. L. 24: „Warte, warte wilder Schiffsmann,
Gleich folg' ich zum Hafen dir,
Von zwei Jungfrau'n nehm ich Abschied,
Von Europa und von Ihr."

B. L. 147: „Auf die Berge will ich steigen" etc.

B. L. 48: „Eine grosse Landstrass' ist unsre Erd',
Wir Menschen sind Passagiere,

Man rennt und jaget zu Fuss und zu Pferd
— — —
Man fährt sich vorüber
— — —
Man hätte sich gerne geherzt und geküsst,
Doch jagen von hinnen die Rosse.
Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
— — —
Da bläst schon zur Abfahrt der Postillon
Und bläst uns schon auseinander."

Vgl. noch III 42 den Vergleich des Lebens mit einer Wanderfahrt.

Vertauschung von Sinnlichem und Geistigem.

Die Romantiker vermenschlichen die lebende Natur, sie beleben und vermenschlichen auch die tote Natur. Damit vergeistigen sie das Sinnliche, indem die tote Natur bei der Belebung alle geistigen Fähigkeiten des lebendigen Tieres oder Menschen erhält. Wir begegneten in Obigem aber auch schon direkten Vertauschungen von Geistigem und Sinnlichem, z. B. dem Vergleiche der Seele mit dem Meere.

Die Verwandlung von Geistigem in Sinnliches und umgekehrt ist wohl allgemein poetisch, kommt aber bei den Romantikern besonders häufig vor und fällt durch Ungewöhnlichkeit auf.

Zeitbegriffe.

Zeit.

Tieck, Ph. I 37: „Die Zeit die böse, liebe, alte, vergessliche und doch mit dem unverwüstlichen Gedächtnis, das wiederkäuende, grosse, ernste Tier . . .“

Kleist I 377: „Mag es die alte Sphinx, die Zeit dir lösen.“ Ibid. II 23: „Bis die graubärt'ge Zeit ein Kind geworden.“

Heine VI 316: „Wilde, düstere Zeiten dröhnen heran.“ 405: „Hand der Zeit, die uns . . . die Haare weiss färbt, wo nicht gar ausrauft.“ IV 99: „Die schöne Marianne,

... woran der Zahn der Zeit schon seit zwanzig Jahren kaut — nebenbei gesagt, „der Zahn der Zeit“ ist eine schlechte Metapher, denn sie ist so alt, dass sie gewiss keine Zähne mehr hat, nämlich die Zeit.“ II 92: „Wie langsam kriechet sie dahin, Die Zeit, die schauderhafte Schnecke!“

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft.

Brentano, Godwi II 424: „Vorzeit schlägt ihn mit schmerzlichen Schlägen.“ I 256: „Nie darf die Erinnerung mit Neid nach der Gegenwart blicken.“ I 96: „Wer über dem Zählen der Falten auf der Stirne der Zukunft die Küsse der Gegenwart unzählich zu machen vergisst.“

Fr. Schlegel, W. VIII 104: „Die schwang're Zukunft rauscht mit mächt'gem Flügel.“

Heine VII 501f.: „Dieser Zwist der Gegenwart mit der Vergangenheit, die sich wechselseitig verhöhnen, der Zank eines Wahnsinnigen mit einem Gespenst.“

Jahr, Jahreszeiten.

Fr. Schlegel, Luz. 65: „Leicht und melodisch flossen ihnen die Jahre vorüber wie ein schöner Gesang.“

Chamisso I 182: „Sieh, der Herbst schleicht her und der arge Winter Schleicht dem Herbst bald nach ... Ja das Jahr wird alt.“ II 112: „Das Jahr wird alt.“ Letzteres ist eine recht häufige Ausdrucksweise Chamissos.

Heine VI 240: „Dass der kecke Lenz mit unvorsichtiger Lunte den geladenen Kanonen nahe.“ III 316: „Da die Hitze alle Körper ausdehnt, so sind die Jahre in dem warmen Italien viel länger als in dem kalten Deutschland.“ VI 339: das Jahr ist „böse, grausam.“ 337: „Noch ein kleiner Fusstritt und das alte Jahr rollt hinunter in den Abgrund der Zeit.“

Monat.

B. L. 131: Heine personifiziert den Mai. Er „grüsst aus tausend Veilchenaugen"; „lockt freundlich"; breitet einen „Teppich aus". „Zu mir kam auch der Mai, Und klopfte dreimal an . . . und rief: Ich bin der Mai" etc.

Nacht.

Tieck: „Senke die Zügel
Glückliche Nacht,
Eil deine Flügel,
Dass über ferne Hügel
Uns schon der Morgen lacht."

Brentano, Godwi I 213: „Die sanft schimmernde Nacht wandelte um uns her."

Fr. Schlegel, W. VIII 164: „. . . es steigt zum dunkeln Throne Schon die Nacht im blauen Mantel." Ibid. 167: „Was die Sonne nimmer sagt, Klagt die Nacht auf dunklem Throne."

Chamisso I 365: „In dem stillen Schoss der Nacht." I 115: „Ausgespannt die dunkeln Flügel Deckt die Nacht die stummen Trümmer." I 179: „Ueber mich und meine Schmerzen Schlägt die Nacht die Flügel zu."

Kleist II 58: „Dass durch den Mantel doch, den sturmzerriss'nen
Der Nacht, der um die Köpf' uns hängt,
Ein einzig Sternbild schimmernd niederblickte!"
II 85: „Und weil die Nacht so lieblich mich umfing,
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend —
Ach! wie den Bräut'gam eine Perserbraut —
So leg' ich hin in ihren Schoss mich nieder."

Heine: „Trau nicht der Nacht und ihrem bleichen Buhlen, dem Mond . . ." etc. vgl. oben. III 192: „Die Nacht bedeckte die Erde mit ihrem schwarzen Mantel." VII 452: „Es steigt herab die grosse Nacht mit ihren kühnen Sternen." III 38: „Die Nacht jagte auf ihrem schwarzen Rosse und die langen Mähnen flatterten im Winde."

Stunden.

Brentano, Godwi I 240: „gähnende Stunden". 30: „Ich jagte, als könnte ich die Stunden im Raume ereilen." 72: „Stunden, die wie Särge in den Gewölben der Vergangenheit ruhen." 30: „Soll ich etwa auf die Stunden passen, bis sie der Strom der Zeit vorüberwälzt?"

Heine, B. L. 22: „Die Stunden sind aber ein faules Volk,
Schleppen sich behaglich träge,
Schleichen gähnend ihre Wege,
Tummle dich, du faules Volk!"

I 437: „Wie mit langen Schattenbeinen
Kommt geschritten der Verwünschung
Böse Stund'."

II 101: „Stunden, Tage, Ewigkeiten
Sind es, die wie Schnecken gleiten;
Diese grauen Riesenschnecken
Ihre Hörner weit ausrecken."

Augenblicke, Ewigkeiten.

Brentano, Godwi I 240: „Augenblicke sind Töne." 29: „Ausser mir flogen die Gegenstände wie Augenblicke vorbei." 240: „Im gemessenen Schritt schreiten die Augenblicke . . . dahin."

Heine II 91: „In jenen kalten Himmelshallen
Wo schweigend die Ewigkeiten wallen
Und mich angähnen — sie klappern dabei
Langweilig mit ihren Pantoffeln von Blei."

Seelische Eigenschaften und Funktionen.

Seele.

Brentano, Godwi I 351: „Eure Seelen klettern wie Affen auf Kaffeebäumen herum."

Kleist I 333: „Die junge Seele, als sie heut nackt vor mir stand, von wollüstiger Schönheit gänzlich triefte, wie die mit Oelen gesalbte Braut eines Perserkönigs."

Heine II 287: „Auf euch (Lippen) möcht' sich Almansors Seele betten." 262: „Und hab . . . in ihre Augen meine Seele getaucht." B. L. 60: „Ich will meine Seele tauchen In den Kelch der Lilie hinein." 308: „Sein Blick drang forschend in die Seele eines Menschen und sprach mit ihr, und wenn sie nicht antworten wollte, folterte er sie, und die Seele lag blutend auf der Folter."

Liebe, Glaube, Hoffnung.

Brentano, Godwi I 220: „Verweilt die Liebe gern Und reicht nach allen Seiten Die ew'gen Arme hin." Ibid. 21: „. . . in die Arme der zügelloseren Liebe gestürzt." 22: „Sie hatte sich wie die Liebe sanft über mich gebeugt." 206: „Mich hat die Liebe mit unendlichen zarten Armen umfangen und an das warme, lebendige Herz sanft herangezogen." Ibid. 229: „Die Liebe fing mich ein mit ihren Netzen, Und Hoffnung bietet mir die Freiheit."

Heine I 83: „Es leuchtet meine Liebe In ihrer dunklen Pracht."

Fr. Schlegel, W. VIII 109: „Des Glaubens Lilie."

Chamisso I 384: „Des Glaubens Blume."

Heine II 270: „. . . hier wohnt nicht mehr
Der gute Aby und die Gastlichkeit
. . . der alte Glaube
Ist ausgezogen längst aus diesem Hause
. . . die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Thür hinausgestossen
Und laut verlacht ihr leises Todeswimmern."

Hoffmann, Murr I 53: „Die Hoffnung, das Verlangen wogte durch den Wald und fiel nieder wie erquickender Tau."

Brentano, Godwi I 207: „Alle meine Hoffnungen sind freiwillig losgetrennt von mir, ich sehe sie . . . über mir hinweg schweben wie mächtige leichte Luftbälle . . . da

ich . . . den fliehenden Kugeln nachsah . . . Sie waren schon unkenntliche Punkte über mir.“

Heine, B. L. 184: „Dahin gemordet sind all die Hoffnungen, Die tändelnden Kinder des Herzens.“ VII 451: „Die Hoffnung ist eine schöne Jungfrau mit kindlichem Gesicht aber welken Brüsten.“

Tugenden und Laster, Vernunft etc.

Brentano, Godwi I 329: „Gespenst meiner verstorbenen Ehre.“

Kleist I 12: „Du meinest, weil ein seltner Fisch sich zeigt, Der doch zum Unglück blos vom Aas sich nährt, So schlüg ich meine Ritterehre tot, Und hing die Leich' an meiner Lüste Angel Als Köder auf —.“

Brentano, Godwi I 25: „Mein Tiefsinn hatte mich dichter eingehüllt als mein Mantel.“ Ibid. 84: „Vernunft . . . zu Ballen geschnürt.“ Ibid. 150: „Sie treten mit beiden Füssen auf dem Laster herum und tragen die haltbarste Moral so ab, dass man die Fäden zählen kann.“

Heine I 388: „Ihre Tugend will ich kitzeln,
Bis sie lacht wie eine Metze.“
II 409: „Sittlichkeit ist unsre Muse,
Und sie trägt vom dicksten Leder
Unterhosen.“

Tieck, Ph. VI 121: Der Geiz „. . . ist ein Scheusal mit schiefen Augen“ etc.

Heine V 198: „Habsucht und Verschwendung sind Geschwister.“

II 438: „Dummheit und Bosheit buhlten hier
Gleich Hunden auf freier Gasse.“

Kleist II 113: „O dieser Fehltritt, blond mit blauen Augen,
Den, eh' er noch gestammelt hat: ich bitte!
Verzeihung schon vom Boden heben sollte.
Den wirst du nicht mit Füssen von dir weisen!
Den drückst du um die Mutter schon ans Herz,

Die ihn gebar, und rufst: komm weine nicht
Du bist so wert mir wie die Treue selbst!"

Kleist I 233: „Den Ruhm, wenn er bei mir vorüberfleucht,
Bei seinem goldnen Lockenhaar zu fassen."

Heine III 436f.: Die Freiheit ist des Engländers Frau, des Franzosen Braut und des Deutschen alte Grossmutter. II 449: „Und die Freiheit hat sich den Fuss verrenkt, Kann nicht mehr springen und stürmen."

Glück, Unglück, Sorge.

Heine III 335: „Der Mensch meint oft, er ginge seinem Glück entgegen, und auf seinem Wege steht das Unglück mit einem Stock." Ibid 336: „Wenn das Unglück mit Dolch und Gift auf dem Wege der Liebe dem Menschen auflauert."

I 390: „Das Glück ist eine leichte Dirne,
Und weilt nicht gern am selben Ort;
Sie streicht das Haar dir von der Stirne
Und küsst dich rasch und flattert fort.
Frau Unglück hat im Gegenteile
Dich liebefest ans Herz gedrückt;
Sie sagt sie habe keine Eile,
Setzt sich zu dir ans Bett und strickt."

Tieck, Ph. IV 90: „Die Sorgen sassen mit den greisen Häuptern An meinem Bett und hielten stets mich wach."

Heine VI 376: „Bleiche Sorge." II 400: „Niemals ankert dort die Sorge." II 281: „Und doch liegt noch die Sorg' auf dieser Brust."

I 424: „Frau Sorge.

An meinem Bett in der Mitternacht
Als Wärterin Frau Sorge wacht.
Sie trägt eine weisse Unterjack,
Ein schwarzes Mützchen, und schnupft Tabak.
Die Dose knarrt so grässlich,
Die Alte nickt so hässlich.
Mir träumt manchmal, gekommen sei
Zurück das Glück und der junge Mai

Und die Freundschaft und der Mückenschwarm —
Da knarrt die Dose — dass Gott erbarm',
Es platzt die Seifenblase —
Die Alte schneuzt die Nase."

Gefühl, Freude, Schmerz etc.

Tieck, Lovell, vgl. Haym 44: „Alle seine Gefühle liegen tot und geschlachtet um ihn her."

Kleist I 262: „Denn die Gefühle dieser Brust, o Jüngling, Wie Hände sind sie, und sie streicheln dich."

Brentano, Godwi I 79: „Die Schwermut liegt auf mir und drückt meine heisse Wange auf die kühle Erde."

Heine II 295: „Des Missmuts Scheere hat mir längst zerschnitten Die goldnen Flügel."

Brentano, Trst. 41: „Freude singt, was Leid gelitten." Godwi I 152: Freuden sind Reben. Ibid. II 43: Personifikation der Freude. Ibid. I 217: „Mein Schmerz ist still, du hast ihn nie mit Klang und Worten angeredet, so liebt er dich und mag dich wohl in seiner Ruhe leiden.

Tieck, Ph. I 140: „Und die Schmerzen scherzen mit den Zähren."

Heine II 268: „Hier wohnt der Schmerz mit seinen gift'gen Schlangen." II 269: „Ihr Geister meiner Leiden, reisst fort den Buben."

B. L. 223: „Ach der Schmerz ist stumm geboren
Ohne Zunge in dem Munde,
Hat nur Thränen, hat nur Seufzer,
Blut nur aus der Herzenswunde."

Langeweile.

Heine IV 360: „Die Langeweile nahm mich wieder in ihre bleiernen Arme und presste mir wieder das Herz zusammen." VII 45: „Da eine bleierne Langeweile über der ganzen Insel lag und mir fast das Haupt niederdrückte." VI 440: „Die leibhaftige Göttin der Lange-

weile, das Haupt gehüllt in eine kleine Kapuze und Klopstocks Messiade in der Hand, wandelt dann durch die Strassen . . . und wen sie angähnt, dem versickert im Herzen der letzte Tropfen Lebensmut.“

Schlaf.

Kleist I 358: „Werft den Schlaf nieder, der wie ein Riese über euch liegt.“

Träume.

Tieck, Ph. II 120: „Es schlüpfen mir Träume Zum Fenster herein.“

Heine, B. L. 124: „Wie dunkle Träume stehen Die Häuser in langer Reih'.“ VII 131: „Wie die Nachtträume meine Tagesgedanken verhöhnen, so geschieht es auch zuweilen, dass die Gedanken des Tages über die unsinnigen Nachtträume sich lustig machen . . . Ob wir einst auferstehn? Sonderbar! Meine Tagesgedanken verneinen diese Frage und aus reinem Widerspruchsgeist wird sie von meinen Träumen bejaht.“

Rausch, Wahnsinn, Krankheit.

Heine VI 144: „Und der Freiheitsrausch trinkt dann leicht Brüderschaft mit der Trunkenheit des gewöhnlichen Weins.“

Hoffmann, Murr I 151: „Dass der Wahnsinn auf ihn laure wie ein nach Beute lechzendes Raubtier und ihn einmal plötzlich zerreissen werde.“ Brentano, Godwi I 232: Wahnsinn ist „Bruder der Poesie“. Vgl. ibid. 231. Kleist I 319: „Der Wahnsinn dieser Dietrich aller Herzen.“

Heine III 293: „Die wahre Verrücktheit ist so selten wie die wahre Weisheit, sie ist vielleicht gar nichts anderes als Weisheit, die sich geärgert hat, dass sie alles weiss, alle Schändlichkeiten dieser Welt, und die deshalb den weisen Entschluss gefasst hat, verrückt zu werden.“

Tabes.

II 100: „Wenn sich die Blutegel vollgesogen,
Man streut auf ihren Rücken blos
Ein bischen Salz und sie fallen ab —
Doch dich mein Freund wie werd ich dich los?
Mein Freund, mein Gönner, mein alter Blutsauger,
Wo find ich für dich das rechte Salz?
Du hast mir liebreich ausgesaugt
Den letzten Tropfen Rückgratschmalz.
Auch bin ich seitdem so abgemagert,
Ein ausgebeutet armes Skelett —
Du aber schwollest stattlich empor
Die Wänglein sind rot, das Bäuchlein ist fett.
O Gott, schick mir einen braven Banditen,
Der mich ermordet mit raschem Stoss —
Nur diesen langweil'gen Blutegel nicht,
Der langsam saugt — wie werd' ich ihn los?

Handlungen, Worte und Gedanken.

Handlungen.

Brentano, Godwi II 173: „Jede Handlung wird zu einem Denkstein, der mich beschuldigt, und den ich nimmer umwälzen kann." Unterhaltung vgl. Godwi I 357. Blicke vgl. Godwi I 253. Heine, B. L. 178: „Aus grossen siegenden Augen Schossen sie brennende Pfeile." Sünde vgl. Godwi I 354. Bitte vgl. Godwi I 22. Kuss ibid. Befehl ibid. 23: „Stumm stand Molly, um sie her die Trümmer ihres stolzen Befehls." That. Kleist I 61: „Der die That ankettet." Lächeln. Heine VII 451: „Ihr Lächeln ist wie ein strahlendes Netz, sie warf es aus, meine Seele verfing sich darin und zappelt in den holdenen Maschen wie ein Fisch." Seufzer. Heine II 268: „Und ihre Dienerschaft sind meine Seufzer." II 325: „Der sich aus Seufzern eine Leiter baut." IV 336: Seufzer in Kniehosen. IV 530: „Kalte, ironische Seufzer, die einem wie eine stählerne Säge durch die Seele ziehen." Frevel. Kleist I 358: „Der Frevel

zog auf Socken durchs Thor! Der Mord steht mit Pfeil und Bogen mitten unter euch; und die Verheerung, um ihm zu leuchten, schlägt ihre Fackel an alle Enden der Burg.“ Verleumdung. Heine III 498: „Die Verleumdung, das freche Gespenst, setzte sich auf die edelsten Gräber.“ VI 144: „Morgen schon werden die alten Verleumdungen aus den modrigsten Schlupfwinkeln ihre Schlangenköpfchen hervorrecken und freundlich züngeln.“ VII 135: „Es winden und krümmen sich dort die giftigsten Insinuationen.“

Worte.

Kleist II 390: „Eine Stimme, der Brust so schlank wie die Ceder entwachsen, Schöner gewipfelt entblüht keine, Parthenope, dir.“ I 118/9 ist die Rede — ein Marder, die Wahrheit — ein gackelndes Huhn.

Heine. II 342: „Das blutige Wort.“

B. L. 178: „Mit krummgeschliffenen Worten
Drohten sie mir die Brust zu spalten
— — —
Vergebens hielt ich den Schild entgegen.“

II 278: „. ... brich sie ab
Die scharfe Lanzenspitze deiner Worte,
So lass im Köcher ruh'n die argen Pfeile,
Die luftbefiedert in mein Herze treffen.“

III 188: Die Rede ist „ein Blumenregen“. IV 199: „Bunte Wortblöcke.“ 532: Sichtbare Worte. V 69: „Oratorische Blumen, geistige Arabesken.“ 164: „Oratorische Blumen.“ 416: „Wortarabesken.“ VI 148: „Ein gesprochenes Feuerwerk.“ 180: „Die Rede . . . war . . . voll von perfiden Blumen, deren feines Gift manchen schwachen Kopf betäubte.“ 407: „Palmen seines Wortes . . . eingelullt von dem Geplätscher seiner oratorischen Antithesen.“ VII 293: „Gelehrte Hunde, die das blutende Wort als gute Beute heranschleppen.“ B. L. 61: „Auf Flügeln des Gesanges Herzliebchen trag ich dich fort.“

Lieder.

Chamisso I 58: „Mir schläft das Lied in tiefster Brust,
Und träumt, sich selber unbewusst.“
Heine I 27: „Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus.“
II 38: „Ach und diese armen Kinder,
Meine Lieder, meine Witze,
Werden sämtlich nun geboren
Mit erfrorner Nasenspitze.“

Gedanken.

Kleist II 14: „Soweit im Kreise mir der Welt Das Heer der munteren Gedanken reichet.“ Hoffmann, Elix. 248: „Du vertrödelst und verbrämst alles mit solch buntem Zeuge, dass ein guter in echten Farben gehaltener Gedanke lächerlich und unscheinbar wird wie ein mit scheckigen Fetzen behängtes Kleid.“ Murr I 22: „. . . kam der Gedanke in andrer Gestalt auf mich zu.“ Novalis 191: „Ich durfte jeden Gedanken wie einen wirklichen Körper umwenden und von allen Seiten betrachten.“ Trst. 7: „Die steifen Locken, die sich aus der Nachtmütze drängen wie alte verrostete Gedanken.“ Brentano, Godwi II 96: „Seine Gedanken segeln kriegsbrütend und goldsuchend wie mächtige Schiffe in die Ferne.“ Godwi II 209: „Manchmal sehe ich meinem Gedanken ordentlich zu, wie er sich auf dem sanften Rande der Lilie kindisch schaukelt; aber bald ängstigt ihn die Welt um ihn herum . . . und er hält sich bange am sammtnen Blumenblatte fest.“

Heine, B. L. 192: Gedanken sind „Weizenhalme“, Gedanken der Liebe sind „dazwischenblühende rote und blaue Blumen“, vgl. das ganze Gedicht. IV 493: „Hagestolze Gedanken.“ V 137: Gedanken sind Vögel. VII 452: „Schön gekämmte, frisierte Gedanken.“ IV 190: „Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel, sondern auch Hände.“ VII 108: „Gedanken grinsen uns entgegen, die

man in die Zwangsjacke stecken müsste, denen man die Douche geben sollte.“ 423: „Eine Reihe fürchterlicher hässlicher Gedanken, wie ein Zug Galeerensklaven, jeder gebrandmarkt — der Dichter führt sie an der Kette in das Bagno der Poesie.“

Idee. Fr. Schlegel, Luz. 8: „Jede Idee öffnet ihren Schoss und entfaltet sich in unzählige neue Geburten.“ Heine VII 375: „Der . . . hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . . solche Menschen . . . werden selbst davon (Idee) getragen und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: sie sind gleichsam mit ihrem nackten Leibe festgebunden an die Idee.“

Witze. IV 521: „Die Witze, die Flöhe des Gehirns, die zwischen den schlummernden Gedanken umherspringen.“ V 146: „Insektensammlung von schlechten Witzen.“ VII 571: „Sämtliche Witze tragen schwarze Trauerflöre.“

Andere geistige Begriffe.

Natur.

Brentano, Godwi II 409: „Hier rückt die Natur heran und bietet einem die kräftigen Hände.“ Tieck, Ph. II 101: „Der Morgenwind, der die ganze Natur aus ihrem Schlafe wach rüttelte.“ Schelling, Haym 648: „Natur ist ein Gedicht.“ Steffens, Haym 622: „Natur ist ein ewig verschlingendes und ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“

Heine VII 510: „Brust der Natur.“ Ihre „grüne Brust“. III 380: „O Natur, du stumme Jungfrau.“

Leben.

Brentano, Godwi I 280: „Ich stehe an meinem vorigen Leben wie an einem Hügel unordentlich gesammelter Steine.“ Einmal ist im Godwi das Leben ein Bergwerk. Kleist II 61: „Sie hat des Lebens Fittich mir Mit ihrer Zunge scharfem Stahl gelähmt.“

Lebensgenuss.

Novalis I 175: „Der Lebensgenuss stand wie ein klingender Baum voll goldner Früchte vor ihm."

Schicksal, Notwendigkeit.

Vgl. Godwi II 34, vgl. Kleist I 51: „Denn das Schicksal zieht Gleich einem strengen Lehrer, kaum ein freundlich Gesicht, sogleich erhebt der Mutwill wieder Sein keck Gesicht."

Heine VI 41: „Alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Notwendigkeit."

Religion

wird IV 231 vermenschlicht, desgl. 68 die Geschichte.

Phantasie.

Heine II 325: „Ein Bilderjäger, der vom eignen Windhund, Von Phantasie durch Nacht und Höll' gehetzt wird."

Reflektion.

Vgl. Godwi II XIV: „Der Geier der Reflektion."

Kunst.

Heine III 92 sind Künste „Blumen".

II 290: „Kunst, Wissenschaft, Ruhmsucht und Frauendienst Das waren jene Blumen, die da pflegte Des Abderrhaman königliche Hand."

Poesie.

Vgl. IV 61. Romantische Poesie vgl. V 222. Erzählung vgl. Godwi I 279.

Dichtung und Dichtungsarten.

Heine II 252: „. . . Die Märchen meiner Kinderjahre
Sie regen sich und nicken mir und lächeln
Mit klugen Mienen und verwundern sich,
Dass jetzt der alte Freund so bang, so fremd thut."

III 390: Novellen „kichern“. IV 533: „Spektakel, als fiele eine Klopstocksche Ode die Treppe herunter.“

In Trst. 349 ff. erzählt Arnim in einem umfangreichen Sonettenzyklus „Die Geschichte des Herrn Sonet und des Fräuleins Sonete, des Herrn Ottav und des Fräuleins Terzine.“

Die Ueberschriften der einzelnen Sonette bezeichnen am besten die ganze Darstellungsweise.

1. Der Sänger an die Guittare.

2. Der Sänger an seinen Freund Sonet.

3. Der Sänger schreibt der Sonete an die Wand ihres neuen Zimmers.

5. Sonet begiebt sich in die Lehre bei dem Vater der Sonete.

19. Meister Hexameter erklärt dem Sonet das Wesen der Kunst.

56. Der Sänger beschreibt die Hochzeit des Sonet mit der Sonete und des Ottav mit der Terzine.

92. Sonete stirbt im Wochenbett.

In derselben Trösteinsamkeit beschreibt Görres die Sonettenschlacht bei Eichstädt.

In Tiecks Komödien treten gelegentlich auf: Forte, Piano, Adagio, Andante etc., Symphonie, Lied, Poesie, Phantasie.

Derartige Personifikationen liebt auch Heine.

B. L. 158: „Ihr Lieder . . .
Auf, auf und wappnet euch,
Lasst die Drommeten klingen
Und hebt mir auf den Schild
Dies junge Mädchen.“

B. L. 159: „Ich gebe dir einen Hofstaat
Von steifgeputzten Sonetten,
Stolzen Terzinen und höflichen Stanzen.
Als Läufer diene dir mein Witz,
Als Hofnarr meine Phantasie.
Als Herold, die lachende Thräne im Wappen,
Diene dir mein Humor.

— — —
Und huldigend auf rotem Sammetkissen
Ueberreiche ich dir
Das bischen Verstand,
Das mir aus Mitleid noch gelassen hat
Deine Vorgängerin im Reiche.“

* *
*

Im Anschluss an den letzten Hauptteil „Vertauschung von Sinnlichem und Geistigem“ mögen hier noch einige bei den Romantikern beliebte Motive behandelt werden, die unter jenen Teil fallen. Es schien aber ratsamer, sie hier zusammenzustellen, als sie unter die bezüglichen Rubriken zu verteilen.

Das Motiv, dass die Lieder des Sängers oder die Gedichte des Dichters bei der Geliebten Einlass ins Herz oder auch nur geneigtes Gehör erflehen, dass sie über weite Entfernungen hinweg fliegen, um die Person oder den Ort ihrer Bestimmung zu erreichen, u. ähnl. mehr trifft man oft an.

Tieck, Ph. II 9: „Wie sie die Laute lässt erklingen,
Und Töne, aufgegeigt erwachen,
Berührt von zarten Fingern lachen
Und scherzend durch die Saiten springen.
Sie einzufangen, schickt sie Klänge
Gesanges fort, da flieht mit Scherzen
Der Ton, sucht Schirm in meinem Herzen,
Dahin verfolgen die Gesänge.
— — —
Sie riegeln sich dort ein und sprechen
Nicht weichen wir . . .“

Heine, B. L. 183: „Und über das weite wogende Meer
Wie Lüftesegler ziehn seine Seufzer,
Und kehren wieder, trübselig,
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten.“

B. L. 200: „Es flattern die Lieder alle
Zu meinem leuchtenden Lieb,

Nehmt mit meine Thränen und Seufzer
Ihr Lieder, wehmütig und trüb."

I 13: „. . . verwaistes Lied, verweh jetzt auch
Und such' das Traumbild, das mir längst entschwunden,
Und grüss' es mir, wenn du es aufgefunden!"

B. L. 119: „Ich wollt' meine Schmerzen ergössen
Sich all in ein einziges Wort" etc.

B. L. 72: „. . . die kleinen Lieder
Die heben ihr klingend Gefieder
Und flattern nach ihrem Herzen."

Vgl. noch B. L. 222: „Meiner schlafenden Zuleima etc."

Wie die Romantiker ihre Lieder, Leiden, Träume etc. an Andere als Boten schicken, so behandeln sie auch in anderen Fällen die Lieder etc. als Lebewesen. Es kehrt dann das Motiv öfter wieder, dass die Romantiker sich von den Liedern, Leiden, Träumen zu scheiden suchen. Sie werden in einem Kahn ins wilde Meer hinausgeschickt und müssen dort umkommen. Oder sie werden in ein Buch gesperrt, einem andern Menschen gesandt, auf den sie dann beim Oeffnen des Buches eindringen. Letztere Art hat viel Berührungspunkte mit „Lieder als Boten".

Die Leiden werden einem treibenden Kahne anvertraut.

Trösteinsamkeit, 124f. Seelied von Bettina.

„Es schien der Mond gar helle
— — —
Das Meer ganz stille war.
— — —
Mein Schifflein liegt vor Anker
Hab keine Ladung drin,
Ich lad ihm auf meine Leiden
Und lass es fahren hin.
— — —
Die Leiden all schon schwimmen
Auf hohem Meere frei,
Die huben an zu singen
Eine finstere Melodei.
— — —
Da mussten die Wellen erwachen
Bei diesem trüben Sang,

Verschlangen still den Nachen
Mit allen Leiden bang.

Schmerzen, Sünden wirft Heine dem Traume in die Meerestiefe nach.

B. L. 173: „Bleib du in deiner Meerestiefe
Wahnsinniger Traum,
Der du . . .
. . . jetzt als Seegespenst
Sogar am hellen Tag mich bedrohest,
Bleib du dort unten in Ewigkeit.
Und ich werfe noch zu dir hinab
All meine Schmerzen und Sünden
Und die Schellenkappe der Thorheit,
Die so lange mein Haupt umklingelt,
Und die kalte gleissende Schlangenhaut
Der Heuchelei.“

Personifiziert ist hier nur der Traum, vielleicht noch Schmerz und Sünde, während Thorheit und Heuchelei verdinglicht sind. Jedenfalls ist alles echt romantische Vertauschung von Geistigem und Sinnlichem.

Lieder sind Küchlein und werden in ein Buch gesperrt.

B. L. 112: „Willst du ewig brütend sitzen
Auf den alten Liebeseiern?
Ach das ist ein ewig Gattern,
Aus den Schalen kriechen Küchlein,
Und sie piepsen und sie flattern,
Und du sperrst sie in ein Büchlein.“

I 515: „Meine Qual und meine Plagen
Hab ich in dies Buch gegossen.“

B. L. 87: Lieder, Träume, Liebe, Schmerzen legt der Dichter in einen Sarg, diesen sollen zwölf Riesen forttragen und ins Meer senken.

B. L. 26: „Mit Myrthen und Rosen . . .
— — —
Möcht' ich zieren dies Buch wie 'nen Totenschrein,
Und sargen meine Lieder hinein.
O könnt ich die Liebe sargen hinzu!

— — —
Hier sind nun die Lieder, die einst so wild
— — —
Hervorgestürzt aus dem tiefsten Gemüt
— — —
Nun liegen sie stumm und totengleich
— — —
Einst kommt dies Buch in deine Hand
Süss Lieb im fernen Norderland.
Dann löst sich des Liedes Zauberbann.
Die blassen Buchstaben schau'n dich an,
Sie schauen dir flehend ins schöne Aug',
Und flüstern mit Wehmut und Liebeshauch."

Organismus des Menschen.

Einzelnes aus diesem Teile ist schon behandelt worden, z. B. „seelische Eigenschaften". Die Vertauschung von Geistigem und Sinnlichem tritt aber hier bei dem Ineinandergreifen der physiologischen und psychischen Vorgänge im menschlichen Körper am umfangreichsten und romantischsten auf. Auch lassen sich einige Motive verfolgen, die einzelnen Romantikern gemeinsam sind. Deshalb soll hier, ungeachtet etwaiger Wiederholungen, die romantische, poetische Behandlung des menschlichen Organismus im Zusammenhange besprochen werden.

Der Körper mit seinen Teilen wird umgewandelt entweder in leblose Gegenstände oder in lebende Wesen. Im ersteren Falle wäre der Körper noch mehr sinnlich, im andern mehr geistig gemacht, z. B. das Herz ist ein Stein, das Herz ist hochmütig.

B. L. 71 unterhalten sich Herz und Kopf. „Der Kopf spricht: . . . Das Herz spricht: . . ."

Das Herz wird besonders häufig verwandelt. Vgl. oben an verschiedenen Stellen. Hier noch einige Beispiele.

Brentano, Godwi II 86: „Das Herz lag gereift In der liebenden Brust.“

B. L. 178: „Gleich einer welken Blume In des Botanikers blecherner Kapsel Lag mir das Herz in der Brust.“

I 203: „Und dein Herz ist eingefroren.“

V 66: „Aschgraues Herz.“

Ein recht bezeichnendes Beispiel für die Verselbständigung des Kopfes dem Rumpfe gegenüber finden wir II 297:

„O weh, o weh, die Alte fasst mich an,
Reisst mir das Haupt vom Rumpf und schleudert es
In einen Hochzeitssaal, wo zärtlich bellend
Ein spanscher Hund mein süsses Liebchen küsst,
— — — O hilf dem blutgen abgerissenen Kopf,
Der keine Arme hat, den Hund erwürgen,
O leih mir deine Arme, Hassan, Hassan!“

* *
*

Besonders charakteristisch ist die Belebung des physischen Innern mit seinen physiologischen und psychischen Vorgängen.

Blos anschauliche Verwandlung ist folgendes.

Hoffmann, Elix. 298: „Flammen der Hölle kochen des Menschen Blut, dass es zischend und gährend durch die Adern strömt.“ Murr I 15: „Wann wird endlich der verwüstende Brand in deiner Brust zur reinen Naphtaflamme werden?“ Brentano, Godwi I 231: „Die Worte dieses Mannes könnten das Silber mir im Herzen bis zum Blicke glühen.“

Aber nun lese man folgende Stelle. Da sehen wir im physischen Inneren des Menschen ein Abbild des Lebens in der Aussenwelt.

Brentano, Godwi: „Ach so dreht sich die Wendeltreppe meiner Laune aus dem traulichen wollustdüsteren Boudoir meines Herzens hinauf zu dem wüsten, toten Leben in meinem Kopfe . . . Ich sah mich im Durchschnitte, wie den Riss eines Gebäudes, in meinem Kopfe war ein grosser Redoutensaal, aber alles war vorbei, den letzten Ton des

Kehraus sah ich dicht bei der Orchesterbühne meiner Ohren mit . . . verschossenem Gewande gähnend zur Thür hinausschleichen. Eine Menge meiner jugendlichen Pläne standen verstört und missmutig da, der Tanz war vorbei, sie hatten die Masken in den Händen . . . Unten in meinem Herzen da war das düstere Cabinet, Molly stand da . . . sie kam von dem Maskenballe herab, meine Zufriedenheit sass bei ihr, sie suchten ihre krausen Gewänder auseinander zu wickeln . . . und zeigten beide ziemlich unziemliche Blössen.“ Das Boudoir wird geschildert. Weiter: „nun ward es ganz dunkel, das letzte Lichtstümpfchen im Ballsaal war erloschen, es schimmerte kein Fünkchen mehr die Treppe herunter . . .“ Toller kann es die romantische Vertauschung von Geistigem und Sinnlichem nicht leicht machen.

Bei Brentano finden wir viele Belege für diese Manier.

Godwi I 249: „Und in die Wunden wie in Gräber steigen — — — Die ewge Freude und das Licht der Stunden.“ Godwi II 26: „Im Herzen war es stille, Der Wahnsinn lag an Ketten.“ Godwi II 454; Br., W. VII 116; Godwi I 41, ibid. 107: „Tag, an dem ich so transparent war, an dem ich zum ersten male, da ich in meinen Busen schaute, so freundliche und warme Bilder sich bewegen sah.“ Ibid. I 133: „In meiner Brust ist eine weite Welt gewölbet, mein Egoismus kann sie nicht erleuchten.“ Ibid. I 138, 341, 25.

Godwi I 235: „Sonst war der Liebe
Stille im Herzen bang,
Bis sie zum Auge drang
Und von der Lippe klang.“

Godwi II XVI: „O so erfind ich
Heimlich im Herzen
Glühende Rosen
Blüten und Blätter
Dir zu dem Kranz.“

Godwi I 150: „Ihre Herzensgüte sieht ihnen zu den Augen hinaus, wie ein fauler Hausherr, der immer mit der Schlafmütze am Fenster liegt.“

Br., W. V 358—367: Die ärztliche Untersuchung des Uhrmachers Bogs. Darin wird beinahe noch der Redoutensaal überboten.

Godwi I 6: „. . . Launen . . . Ihr Leichtbeflügelten . . . sammelt euch freundlich in ihrem Herzen.“ Er will die Launen im Herzen belagern. Sie sollen sich ergeben und ihn ins Herz hinein lassen. I 8: Launen im Herzen. Dichter will auch hinein, ihnen Märchen erzählen, mit ihnen Blindekuh spielen.

Noch eine sehr bezeichnende Stelle aus Godwi II 319: „Ich habe heute Abend einige rührende Gedanken bemerkt, die mir aus dem Herzen hinaufkletterten, wenn die meiner nicht gedenken, so weiss ich nicht; ich habe ihnen gleich eine solche Quantität Wein entgegen geschickt, dass ihnen Hören und Sehen verging und sie über Kopf hinabstürzten.“

Fr. Schlegel, W. VIII 280: „Es tobt die wilde Furie siedend mir im Haupt.“

Kleist I 295: „Denn jetzt steig ich in meinen Busen nieder,
Gleich einem Schacht, und grabe, kalt wie Erz,
Mir ein vernichtendes Gefühl hervor.
Dies Erz, dies läutr' ich in der Glut des Jammers
Hart mir zu Stahl, tränk es mit Gift sodann,
Herzätzendem, der Reue, durch und durch;
Trag es der Hoffnung ew'gen Amboss zu,
Und schärf' und spitz' es mir zu einem Dolch,
Und diesem Dolch jetzt reich ich meine Brust.“

Novalis 138: „. . . eine versteckte Tapetenthür in ihm geöffnet. Er sah ein kleines Wohnzimmer dicht an einem erhabenen Münster gebaut etc.“ und das alles in seinem Inneren.

Hoffmann, Murr I 171: Das Innere des Menschen ist „ein Chambre garnie“. Elix. 246: Bewusstsein ist „die

verfluchte Thätigkeit eines verdammten Thoreinnehmers ... der sein heilloses Kontor oben im Oberstübchen aufgeschlagen hat und zu aller Waare, die hinaus will, sagt: ... die Ausfuhr ist verboten".

Heine vgl. B. L. 116: Im Kopf ists dunkel etc.

B. L. 215: „Wenn die Stunde kommt, wo das Herz mir schwillt
Und blühender Zauber dem Busen entquillt."
B. L. 199: „Die roten Blümchen hier und auch die bleichen,
Die einst erblüht aus blutgen Herzenswunden."
B. L. 65: Und sah die Nacht in deines Herzens Raume
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frisst."
B. L. 55: „Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln."
II 261: „Dort zieht man dir . . .
Aus tiefer Brust hervor das alte Herz
Und legt dir eine Schlang' dafür hinein."
B. L. 23: Im Herzen „hauset ein Zimmermann schlimm und arg."
II 268: „Hier in der purpurroten Kammer sitzt sie
Und spielt mit meinem Herzen Ball
Und klimpert auf meiner Wehmut zarten Harfensaiten,
Und ihre Dienerschaft sind meine Seufzer —
Und wachsam steht auch meine düstre Laune
Als schwarzer Frauenhüter vor der Pforte."
II 339: „Das blut'ge Bild klebt mir im Kopfe."
B. L. 184: „In deinem Haupte wirds Nacht,
Und es zucken hindurch die Blitze des Wahnsinns."

Dem kleinen Männlein im Kopfe des Uhrmachers Bogs (vgl. Br., W. 358 ff.) begegnen wir auch wieder. II 293: „Das kluge Männlein, das im Kopf mir wohnte, Ist ausgezogen . . ."

II 287: „Die Liebe wohnt in deines Busens Zelle,
Aus deiner Aeuglein klaren Fenstern schaut sie,
Ihr Odem weht aus deinem süssen Munde.
Auf euch, ihr sammetweichen Purpurkissen
Auf euch, ihr holden Lippen, thront die Liebe."
II 293: „. . . in meinem Schädel
Spinnt eine Spinn' ihr friedliches Gewebe."
B. L. 53, 54: „Im Hirn spukt mir ein Märchen . . .
. . ." Ein Lied und ein Mädchen auch.
„Hörst du, wie mir im Kopf das Märchen klingt?

Und wie das Liedchen summet . . .
Und wie das Mägdlein kichert . . .
Ich fürchte nur, dass mir der Kopf zerspringt."

II 325: „Weh dir, wenn du begriffest solche Dinge!
Weh deinem Hirnfuttral, es müsste bersten,
Und Wahnsinn würde gucken aus den Ritzen,
Wie eine Eierschale würde bersten
Dein armer Kopf und wär er so geräumig
Als wie die Kuppel der St. Paulüskirche."

II 296/7: „Mein Herz ist ganz durchstochen wie ein Sieb,
— — —
. . . und gastfrei
Steht meine Brust noch offen fremden Schmerzen,
Doch durch die engen Pförtlein, Aug und Ohr,
Sind Riesenleiden in die Brust gestiegen,
Die Brust ist voll — gar ein'ge wunde Gäste
Sind herbergsuchend mir ins Hirn gestiegen.
— — —
Das Hirn ist eingebrochen, und die Gäste,
Die dort sich eingenistet, taumeln auf,
Umflirren mich wie graue Fledermäuse,
Umsummen mich, umächzen mich . . ."

II 365: „. . . im Haupte
Kriechen niedrig die Gedanken."

II 44: „In meinem Hirn rumort es und knackt,
Ich glaube da wird ein Koffer gepackt,
Und mein Verstand reist ab — o wehe
Noch früher, als ich selber gehe."

II 93: „Die Phantasien die des Nachts
Im Hirn den bunten Umzug halten."

134: „Alle Adler des Gedankens
Nisteten in seinem Haupte,
Und in seinem Herzen herrlich
Strahlte Grossmut wie die Sonne."

II 433f.: „Die Kontrebande, die mit mir reist,
Die hab' ich im Kopfe stecken . . .
Und viele Bücher trag ich im Kopf!
Ich darf es euch versichern,
Mein Kopf ist ein zwitscherndes Vogelnest
Von konfiszierlichen Büchern."

II 377: „Mitten drin in meinem Herzen
Steht ein kleines, güldnes Tischchen;
Um das kleine güldne Tischchen,
Stehn vier kleine güldne Stühlchen.
Auf den güldnen Stühlchen sitzen
Kleine Dämchen, güldne Pfeile
Im Chignon; sie spielen Karten,
Aber Klara nur gewinnt.
Sie gewinnt und lächelt schalkhaft,
Ach, in meinem Herzen, Klara,
Wirst du jedesmal gewinnen,
Denn du hast ja alle Trümpfe."

III 241: „Wurde es auch in meinem Herzen immer heisser und leuchtender, ich hatte wieder die ganze Brust voll Blumen, und diese sprossten hervor und wuchsen mir gewaltig über den Kopf . . ." IV 27: „In den Falten über diesen verwitterten Augbraunen brüten fabelhaft gelehrte Eulen und hinter dieser Stirne (Fausts) lauern böse Gespenster; um Mitternacht öffnen sich dort die Gräber verstorbener Wünsche, bleiche Schatten dringen hervor, und durch die öden Hirnkammern schleicht, wie mit gebundenen Füssen, Gretchens Geist." IV 497: Menschen „die inwendig im Leibe grau angestrichen sind, und hölzerne Gedärme haben." 526: „Sein Kopf ist ein Gasthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die sich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; sehr oft steht er leer." VII 86: „Ganze Urwälder von Unwissenheit im Kopf tragend." VII 377: „Das unaufhörliche Lied sprengte mir fast das Gehirn, und ach! das staatsgefährlichste Gedankengesindel, das ich dort seit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor." VII 115: „Als der Aerger ihnen ins Hirn stieg und die Vernunft zu fliehen zwang und die arme Vernunft ihnen beim Abschied nur noch den Rat gab: . . ."

Reich der Töne.

Vgl. auch oben „Vertauschung von Sinnlichem und Geistigem."

Im Reiche der Töne verfahren die Romantiker gerade so wie in den vorigen Abschnitten.

Die Töne werden mit Sichtbarem verglichen. In solchem Falle werden sie also konkreter gemacht, denn Sehen steht dem Sinnlichen näher, während Hören doch schon geistiger ist. Es ist also auch eine Art von Vertauschung von Sinnlichem und Geistigem, jedenfalls ist es ein ähnlicher Vorgang.

Brentano, Godwi II 124: „Lustige Lieder wie Blitze durch das Dunkel fliehn." Ibid. II 97: Jagdhorn, dessen Töne „wie Flammen an der Kuppel . . . hinaufliefen". Saal, „den die Töne wie glühende Pulsschläge durchzuckten". Ibid. I 183: „Die Töne der Orgel zogen feierlich wie ein betender Geisterzug . . . herum." Ibid. I 287: „Töne . . . schienen sie (die Büsche) mit goldnen singenden Blüten zu überziehen."

Novalis I 181: „Die Musik wogt wie ein Luftmeer im Saale."

Tieck, vgl. Haym 82: „Wie ein blauer Lichtstrom versinken ihre Töne."

Hoffmann, Murr I 18: „Wie strömender Hauch des Nachtwinds schwammen die Töne deines Liedes herüber."

Wackenroder, vgl. Haym 124: „Deren langsame Töne gleich sündenbeladenen Pilgrimen in tiefen Thälern dahinschleichen."

Heine VI 83: „Töne . . . drangen in sein Gemüt wie Flammen, lodernd, verzehrend."

Von dem Vergleich ist ein Schritt weiter zur Gleichsetzung und Vertauschung. Hier wie vorher handelt es sich um Töne und Sichtbares. Ist das Sichtbare unbelebt,

so wird das Geistigere sinnlich gemacht. Ist das Sichtbare aber belebt, so tritt noch dazu eine Vergeistigung. Es sind eben kompliziertere Vertauschungen von Sinnlichem und Geistigem.

Tieck, Ph. II 12: „Dass mich diese Töne (Tanzmusik) von Kindheit auf unglücklich gemacht . . ., in der Tonwelt sind sie für mich die Gespenster, Larven und Furien, und so flattern sie mir auch ums Haupt und grinsen mich mit entsetzlichem Lachen an.“

Hoffmann, Murr I 190: „Ein wunderbarer Schimmer von Mondesglanz ging auf in Ton und Gesang, und wie er die Bäume, die Blumen mit goldenem Strahle berührte, bebten sie in Entzücken und die Büsche säuselten und die Quellen flüsterten in leisen sehnsüchtigen Seufzern.“ Murr II 37: Ton hat „dunkelblaues Auge“. „Der Opponent . . . fragt nach Stirn, nach Haar, nach Mund und Lippen, nach Armen, Händen, Füssen . . .“ Ton hat auch das alles.

Brentano, Godwi I 275: Vögel sind „befiederte Töne“. I 238: „Ich sah nicht mehr, ich hörte nur, oder ich sah, was ich hörte, denn ihre Töne waren freundliche, helle Gestalten, sie trugen ein fremdes Gewand.“ II 219: „tausend bunte Stimmen.“ II VIII: „Die Wimpel wehen in bunten Melodien.“ II X: „Gestalt des Tones.“ I 258: Töne „sind glänzend“.

Bei Heine finden wir alle diese Vertauschungen wieder. Heine II 313: „Gläsern geller Laut.“ VI 83: „Die weichen, zärtlichen und doch zugleich grausamen Töne.“

II 284: „Schon an der Pforte goss sich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hochaufrauschten und wie schwarzer Sud
Im glühnden Zauberkessel qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Riesentöne in das Haus hinein.
Und wanden sich um meine Brust wie Schlangen,
Und zwängten ein die Brust und stachen mich.

II 268 haben die Töne die Wirkung von Messer, Keule, Blitz und Natter. IV 333: „Wenn die Musik ihre Gesichter beleuchtet.“ VI 353: „Süssen Abgründe seiner Musik.“ V 389: „Statt jener tönenden Blumen, die dem jauchzenden Nachtigallherzen Cingarellis entsprossen.“ VII 574: „Dass sie diese schöne, dicke Musik mit den Händen fühlen konnten.“ VI 259: „Fast in Musik ersäuft . . . klingende Sündflut . . . dass die edle Tonkunst unser ganzes Leben überschwemmt.“ VI 265: „Diese blauäugigen, schmachtenden Waldeinsamkeitstöne, diese gesungenen Lindenblüten . . .“

* *
*

Sehr gern besingen die Romantiker die zauberische Macht der Töne und gehen dann auf antike, mittelalterliche und volkstümliche Motive zurück; so in Novalis' Ofterdingen: die Sage von Arion und dem Delphin; die Liebe des Sängers zur Königstochter und der Sieg der Musik über die Menschen, welche dem Liebespaare feindlich waren; so A. W. Schlegels Arion; Tiecks Tannhäuser, der im Lande herumzieht und auf der Flöte so bezaubernd spielt, dass die Zuhörer ihm willenlos in den Venusberg folgen müssen, vgl. das Volksmärchen vom Rattenfänger von Hameln. In Brentanos Märchen vom Müller Radlauf wird letzteres Motiv verwandt. Aehnliches hat Heine in „Frau Mette“ geschildert.

I 282: „Herr Bender sprach: ich wette,
Bezwänge dein Singen die ganze Welt,
Doch nimmer bezwingt es Frau Mette.
Herr Peter sprach: ich wette mein Ross
Wohl gegen deine Hunde.
Frau Mette sing ich nach meinem Hof,
Noch heut, in der Mitternachtsstunde.
Und als die Mitternachtstunde kam
Herr Peter hub an zu singen
— — —
Die Tannenbäume horchen so still,

Die Flut hört auf zu rauschen,
Am Himmel zittert der blasse Mond
Die klugen Sterne lauschen.“

Frau Mette erwacht und folgt dem Sänger; als sie zurückgekehrt ist, muss sie sterben.

„Bei Peter Nielsen war ich heut Nacht,
Er sang, und zaubergewaltsam
Wohl durch den Wald, wohl durch den Fluss
Es zog mich unaufhaltsam.
Sein Lied ist stark als wie der Tod,
Es lockt in Nacht und Verderben.
Noch brennt mir im Herzen die tönende Glut;
Ich weiss, jetzt muss ich sterben.“

Bei der Vertauschung von Tönen mit Sichtbarem betonen die Romantiker manchmal die physische, manchmal die psychische Wirkung der Musik. Eine gewisse Vereinigung beider Wirkungen haben wir im Rattenfängermotiv, weil eine unbezwingliche Sehnsucht Tiere und Menschen zum Hören und Mitgehen gewaltsam herbeizieht.

* *
*

Alles Vorhergehende zusammen passiert den Romantikern beim Anhören von Konzerten. Hören, Sehen und Fühlen geht durcheinander, der Konzertbesucher ist quasi Mitspieler in einer Oper, die Töne sind Dinge, Feuer, Wasser, Luft, Pflanzen, Tiere und Menschen.

Hoffmann, N. L. 188: „Wie ein jauchzender Frevel klang mir die jubelnde Fanfare . . .; ich sah aus tiefer Nacht feurige Dämonen ihre glühenden Krallen ausstrecken nach dem Leben froher Menschen, die auf des bodenlosen Abgrunds dünner Decke lustig tanzten . . . Durch den Sturm der Elemente leuchteten wie glühende Blitze die aus ätherischem Metall gegossenen Töne.“

Brentano, vgl. Uhrmacher Bogs; Br., W. V. Das Beispiel ist recht instruktiv.

Bogs liebt die weltliche Musik, nicht die „weichliche, musikalische Unzucht, süsse buhlerische Arie, die in tausend

lüsternen Manieren gaukelnd die verführerischen Aepfel des Paradieses wirft und fängt, nackt um den Apfel des Paris buhlt . . .“ Bogs hört nicht allein die Töne, er sieht sie auch. „Die Töne sind so göttlich reiner Natur, dass sie . . . uns gespenstisch schrecklich anlächeln, wie Engelsköpfe und Heilige, lebendig . . . eingemauert.“ Beginn der Symphonie: „Die Symphonie griff in meine dünnen Haare, mein Gehirn schlüpfte zu den Ohren heraus . . . Ich war auf dem Abgrunde eines Meeres, alle Leute waren Fische, ich selbst eine Art Hering . . .“ Dann ist der Saal „das Heidelberger Fass und das Publikum und ich lauter kleine Essigschlangen . . . alle Lichter . . . hatten grosse violette Höfe . . . da schossen plötzlich aus den Violinen Myriaden brennender Zinnoberschlangen hervor.“ Es treten noch auf Füchse, Aehren, Feuerbrände, der Becher von Thule, 1000 Flammen, 1000 Salamander, 1000 Philister, das Nordlicht, eine schwarze Sphinx, fliegende Sonnen, eine „klare, nette Jungfrau“, Engel, ein Sturm, ein Fels, ein schwarzer und ein weisser Engel, Schnee und Schneeballen, Fontänen, eine Laube, eine Vase mit Orangen und Apfelsinen. Die Jungfrau kämmt sich mit brillantenen Kämmen. Weiter sieht Bogs eierlegende Osterhasen. Und das alles bei der ersten Symphonie. Mehr kann man von einer einzigen Symphonie wahrlich nicht verlangen. Vgl. übrigens die ganze in derselben Manier weitergeführte Schilderung des Konzertes in Br., W. V 336—355.

Diese ganze Art finden wir bei Heine wieder. Er spricht sich auch einigemal über das Sehen von adäquaten Klangfiguren aus.

IV 559: „Da ich ein Sonntagskind bin und die Gespenster auch sehe, welche andre Leute nur hören, da, wie Sie wissen, bei jedem Ton, den die Hand auf dem Klaviere anschlägt, auch die entsprechende Klangfigur in meinem Geiste aufsteigt, kurz da die Musik meinem inneren Auge sichtbar wird.“

IV 340: „Giebt es doch Menschen, denen die Töne selber nur unsichtbare Signaturen sind, worin sie Farben und Gestalten hören." III 120 spricht Heine von einem Ton und „dessen Klangfigur". III 395: „Meine Blicke . . . suchen die dunkeln Klangfiguren, die zu jenen Orgelmelodien gehören."

IV 342: „Mein musikalisches zweites Gesicht, meine Begabnis, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu sehen; und so kam es, dass mir Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situationen vor die Augen brachte, dass er mir in tönender Bilderschrift allerlei grelle Geschichten erzählte, dass er vor mir gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingaukeln liess." Als Beleg dafür kann schon ein Jugendgedicht Heines angesehen werden. Vgl. IV 342 Anm. und B. L. 45:

„An eine Sängerin.

Ich denke noch der Zaubervollen,
— — —
Wie ihre Töne lieblich klangen
Und heimlich süss ins Herze drangen,
Entrollten Thränen meinen Wangen, —
Ich wusste nicht, wie mir geschah
— — —
Die Ritter steigen aus der Gruft
Bei Bonzisvall, da giebts ein Streiten,
Da kommt Herr Roland herzureiten,
Auch leider Ganelon der Schuft etc.
Da muss der Ritter schon erbleichen,
Und mit ihm stirbt zugleich mein Traum.
Das war ein laut verworrnes Schallen,
Das mich aus meinen Träumen rief.
Verklungen war jetzt die Legende,
Die Leute schlugen in die Hände
— — —
Die Sängerin verneigt sich tief."

Weitere Belege. Umfangreichere bilden in den „florentinischen Nächten": Laurences Tänze auf den Strassen

Londons und später in ihrem Schlafgemache. Der beste und mit der Brentanoschen Weise im „Uhrmacher Bogs“ übereinstimmendste ist die Schilderung von Paganinis Konzert. Vgl. IV 343 ff.

Heine sieht beim Anfange des Konzerts ein Zimmer „im Pompadourgeschmack“ mit „verschnörkelten Möbeln“; „überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten etc.“ Paganini steht in der entsprechenden Tracht mit einer Dame im Zimmer, welche singt. Das wird weiter ausgemalt. Er erklärt ihr seine Liebe, entdeckt beim Knieen seinen Nebenbuhler, wirft ihn hinaus und ersticht die Dame. Ein andermal ist Paganini ein Galeerensträfling, Geister sind bei ihm. Dann ist er ein Mönch; Meeresstürme und jüngstes Gericht werden uns noch vorgeführt. Man sieht also, dass die Halluzinationen des Konzertbesuchers bei Heine denen bei Brentano nichts nachgeben. Auch eine andere Uebereinstimmung besteht noch. Bei Brentano wie bei Heine wird der Konzertbesucher durch das Beifallklatschen aus seinen Träumen aufgeschreckt, und bei Fortsetzung der Musik beginnen wieder neue Traumbilder.

Einige Zeugnisse noch zur Ergänzung.

IV 559: Bei einem Konzerte Liszts sieht Heine Szenen aus der Apokalypse. Vgl. auch VI 460, wo Heine über die enge Verwandtschaft zwischen Musik und Malerei spricht.

IV 287 verurteilt er das „Farbenhören und Tönesehen“, trotzdem er selbst doch Erkleckliches darin geleistet hat.

Vgl. noch VI 260, 261, 457, 458.

* *
*

Die Vorliebe der Romantiker für die Musik ist auf Tieck zurückzuführen, der in seinen Werken sich stets als begeisterter Verehrer der Musik erweist. Seine berühmten Verse: „Liebe denkt in süssen Tönen . . .“ sind

oft von den Romantikern paraphrasiert worden. Viele Wirkungen Tieckscher Poesie sind fast musikalischer Art; in seiner Lyrik ist das durchaus der Fall. Im Phantasus sagt er selber: Bd. IV 7: „Wie? Es wäre nicht erlaubt in Tönen zu denken und in Worten und Gedanken zu musizieren?“

Haym betont des öfteren das Musikalische in Tiecks Dichtungen, so z. B. 81: „Nicht Gefühle und Gedanken, sondern nur die Geister von Gefühlen und Gedanken schweben, in unstäte, zerfliessende Bilder und in halblaut verklingende Töne verwandelt an uns vorüber . . . er begnügt sich Träume zu erzählen und sie mit träumerischen Melodien zu akkompagnieren. Wie die Begleitung, so der Text. Dieselbe musikalische Weichheit, welche die lyrischen Parthien der Magelone charakterisieren, liegt auch auf den prosaisch erzählten Teilen . . . Alles klingt und tönt, zu Bildern der Musik lenken immer wieder alle Schilderungen zurück . . . Endlich verklingt die Musik . . . Ein süsser Schlummer überrascht endlich die Heimgekehrten und übernimmt die Rolle der Musik, in dem er seine Schmerzen und Zweifel durchstreicht und ihm statt dessen „wunderbare Träume vorgaukelt“.“

Die Musik übt ihren Einfluss hauptsächlich auf das Gefühl aus, sie bietet nichts oder nur wenig gedanklich scharf Fixierbares. Bei ihr können die Romantiker ihrer Phantasie die Zügel schiessen lassen und alles Mögliche in die Musik hineinempfinden. Vgl. oben Bogs und Paganini.

Die Musik ist die Kunst, welche der Phantasie keine Grenzen setzt, sie ist eigentlich die prädestinierte romantische Kunst. Romantik in der Musik und in der Dichtkunst ergänzen sich wechselseitig. Ueber den Zusammenhang zwischen Musik und Romantik spricht Heine gelegentlich, vgl. oben den Vergleich zwischen Tieck und Mendelssohn-Bartholdy. Aehnlich wie er in seiner „roman-

tischen Schule“ die Romantik auf die Formel „Spiritualismus“ bringt, thut er das auch mit der Musik.

VI 259: „. . . Mit der Ausbildung des Bewusstseinslebens schwindet bei den Menschen alle plastische Begabnis, am Ende erlischt sogar der Farbensinn, der doch immer an bestimmte Zeichnung gebunden ist, und die gesteigerte Spiritualität, das abstrakte Gedankentum, greift nach Klängen und Tönen, um eine lallende Ueberschwänglichkeit auszudrücken, die vielleicht nichts anderes ist als die Auflösung der ganzen, materiellen Welt; die Musik ist vielleicht das letzte Wort der Kunst, wie der Tod das letzte Wort des Lebens.“

Märchenartige Poesie.

Reine Märchenpoesie.

Viele bisher besprochenen romantischen Tendenzen finden sich im Märchen wieder. Dort wird die leblose Natur belebt und die lebende vermenschlicht. Dazu vgl. oben unter „romantische Naturanschauung“ die Heinesche Schilderung der Grimmschen Märchen in III 32, und noch ibid.: „Sinnigem, harmlosem Volke, in der stillen umfriedeten Heimlichkeit seiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte sich das innere Leben solcher Gegenstände, diese gewannen einen notwendigen, konsequenten Charakter, eine süsse Mischung von phantastischer Laune und rein menschlicher Gesinnung; und so sehen wir im Märchen, wunderbar und doch als wenn es sich von selbst verstände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneiderherberge und verirren sich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach setzen und verunglücken; Schippe und Besen stehen auf der Treppe und zanken und schmeissen sich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der schönsten Frau; sogar die Blutstropfen fangen an zu sprechen, bange, dunkle Worte des besorglichsten Mitleids.“ Die Geisterwelt der vier Elemente treffen wir im Märchen wieder. Die zauberische Macht der Musik wird gerne verwendet, vgl. den Rattenfänger von Hameln.

Die Märchenwelt ist der beste Tummelplatz für die romantische Phantastik. Deshalb haben die Romantiker

auch eine so grosse Vorliebe für Märchen und märchenartige Poesie. Die romantische Märchenpoesie ist sehr ausgedehnt: Tiecks Phantasus mit den eingeflochtenen Märchen, Märchen-Komödien und -Schauspielen; dann noch Rotkäppchen, Genofeva, Oktavian; Novalis' Ofterdingen mit den darin verwobenen Märchen, sein Märchen vom Rosenblättchen; Fouqués Undine; Hoffmanns goldner Topf; Brentanos Märchen in den mehreren Wehmüllern, seine Märchen „Die drei Nüsse“, „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, seine nachgelassenen von Guido Görres herausgegebenen Märchen, Chamissos Schlemihl u. s. w.

Märchenpoesie enthalten fast alle romantischen Dichtungen, z. B. die Elixiere, Kater Murr, Floh, überhaupt der ganze Hoffmann, Arnims Isabella von Aegypten, A. W. Schlegels Ehrenpforte für Kotzebue, Friedrich Schlegels holprichte „Legenden“, Novalis' Lehrlinge von Sais, Brentanos Gründung Prags, Tagebuch der Ahnfrau u. s. w.

Auch Heine teilt mit den Romantikern die Vorliebe für die Märchenpoesie. Er spricht sich des öfteren darüber aus.

III 389 ff.: „Es war schon Nacht als ich die Stadt Lucca erreichte. Wie ganz anders erschien sie mir die Woche vorher, als ich am Tage durch die wiederhallend öden Strassen wandelte und mich in eine jener verwunschenen Städte versetzt glaubte, wovon mir einst die Amme soviel erzählt.“ VII 498 erwähnt Heine diese Amme auch, sie heisst Zippel (Sibylla). Vgl. noch II 293: „Du Engel oben, du, von dem die Amme Mir einst erzählte, dass du jede Thräne Die meinem Aug entflösse, sorgsam zähltest . . .“

II 457 gedenkt Heine eines Volksliedes, das ihm die Amme vorgesungen hat. „„Sonne du klagende Flamme!“ Das ist der Schlussreim des alten Lieds, Das oft meine Amme gesungen — — —.“ Vgl. dazu das

ganze Kap. XIV des Wintermärchens, darin Märchen von der Gänsemagd, die eine Königstochter ist und die Sage vom Kyffhäuser; alles das hat ihm die Amme gesungen und erzählt.

VII 42: „Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftigte, Wolkenzüge zu beobachten . . . die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken.“ IV 115: „Unvergesslich bleibt mir diese Seereise. Meine alte Grossmuhme hatte mir so viele Wassermärchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtnis aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdecke sitzen und an die alten Geschichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Grossmuhme sprechen zu hören. Wenn ich die Augen schloss, dann sah ich sie wieder leibhaftig vor mir sitzen mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und hastig bewegte sie wieder die Lippen und erzählte die Geschichte vom fliegenden Holländer.“ Vgl. noch II 292 ff., darin die Erinnerung an die Märchen der Kindheit.

B. L. 159: „Mir war als hört' ich verscholl'ne Sagen,
Uralte liebliche Märchen,
Die ich einst als Knabe,
Von Nachbarskindern vernahm,
Wenn wir am Sommerabend,
Auf den Treppensteinen der Hausthür,
Zum stillen Erzählen niederkauerten,
Mit kleinen, horchenden Herzen
Und neugierklugen Augen; —“

VII 237: „Ward uns so tief unheimlich zu Mute, wie damals in unsrer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die schaurige Geschichte erzählte von dem nächtlichen Schlosse, wo die verwünschte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreise ihrer Hofkater und Hofkatzen sitzt und, halb mit menschlicher Stimme und halb miauend, Unheil beratet.“

In Heines Werken begegnen wir der Märchenpoesie recht häufig. Das Gedicht „Deutschland“ (vgl. II 431—494) nennt er selbst ein „Wintermärchen“. Viel Märchenartiges haben: Bimini, Ratitiff, Almansor, Atta Troll, Le Grand und Schnabelewopski, in letzteren vgl. die Heinesche Bearbeitung der Sage vom Fliegenden Holländer. Heine hat auch das Tannhäuserlied übersetzt und ein andermal bearbeitet.

In Heines Lyrik findet man Märchenartiges auf Schritt und Tritt. Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden, denn, wie oben schon gesagt, die einzelnen Bestandteile des Märchenartigen sind schon unter früheren Rubriken besprochen worden, oder sie folgen noch.

Heines Elementargeister und Götter im Exil sind Essays über sagen- und märchengeschichtliche Fragen. Aus solchen Studien gingen dann Dichtungen hervor wie die beiden Ballets „Dr. Faust“ und „Die Göttin Diana“.

Zu diesen Beispielen vergleiche man noch die Exkurse auf das Gebiet des Märchens und der Sage in den Reisebildern, der romantischen Schule und den Geständnissen.

Heine benutzt häufig oder zitiert: Gebr. Grimms Hausmärchen, Jacob Grimms Deutsche Volkssagen, W. Grimms Altdänische Heldenlieder. Aus der Trösteinsamkeit hat er die Ballade „Vonved“ herübergenommen, vielleicht auch den Nachtraben.

Orient.

In der Märchenpoesie der Romantiker ist auffallend die Vorliebe für die südlichen Länder und zwar in Europa für Spanien, für den Orient und besonders für Indien.

Haym zitiert Geroinus, der bei Gelegenheit der „Abwendung von der wirklichen Welt“ von der „poetischen Welteroberungslust der Romantiker“ spricht.

Von Fr. Schlegel sagt Haym 695: „Auf solchem Wege war auch Fr. Schlegel auf die Witterung der geheimen Schätze gekommen, die in indischer Religion und Dichtung, indischer Sprache und Weisheit enthalten sein möchten, und die zu heben er demnächst in Paris die ernstlichsten Anstrengungen machte. Schon in den Ideen hat er das Wort „Orient" wie ein Zauberwort, gleichbedeutend mit allem geistig Wertvollsten und Tiefsten gebraucht. Was Wunder, dass er jetzt neben der griechischen vor allem auch der indischen Mythologie Erwähnung that. „Wären uns", so ruft er aus, „nur die Schätze des Orients so zugänglich wie die des Altertums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fliessen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Uebersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besässen, welche eine Nation, die immer stumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen versteht. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so reizend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen."

Die Vorliebe für die Länder des Südens und des Orients finden wir auch bei Heine wieder. Das ist durchaus dem Einflusse der romantischen Schule zuzuschreiben. Keime für diese Vorliebe liegen aber schon in Heines Jugendzeit, z. B. die Lektüre des Reisehandbuches seines Onkels. Elster schreibt darüber I Einl. S. 5: „Grösseren Einfluss gewann aber auf Harrys phantastisch erregtes Gemüt ein andrer Oheim, den er freilich niemals mit Augen gesehen hatte, von dem aber ein altes Notizenbuch und vor allem die wortreiche Familienlegende unglaubliche Wunderdinge berichtete. Er . . . hatte, um es kurz zu sagen, als Häuptling eines Beduinenstammes in Nordafrika ein höchst abenteuerliches Leben geführt. Die Geschichten

von ihm ergriffen die Einbildungskraft des Knaben so sehr, dass er schier sein eignes Leben gegen das jenes Oheims umzutauschen schien, dass er selbst dessen Räuberthaten ausgeführt zu haben glaubte, dass er ein andrer ward, in andren Ländern lebte und andren Zeiten angehörte. Dieser seltsame Traum, der wohl ein Jahr lang den Geist des Knaben beherrschte und alle seine Handlungen bestimmte, ist sehr bezeichnend als erste überspannte Aeusserung von Heines höchst beweglicher, glühender, ja manchmal stechend greller Phantasie.“ Heine spricht über diesen Oheim IV 471—478.

Von andrer Jugendlektüre Heines haben in ähnlicher Richtung wohl eingewirkt: der Don Quichotte und Gullivers Reisen. Ueber beide Werke spricht er des öfteren und erwähnt ihren Einfluss auf die Ausbildung seiner Phantasie. Auch Heines jüdische Abstammung wird auf ihn im Sinne der Vorliebe für den Orient eingewirkt haben, das ist besonders deutlich erkennbar im Romanzero mit seinen gelegentlichen jüdisch-spanischen und palästinensischen Schilderungen. Aber die grösste Wirkung ist wohl der Romantik zuzuschreiben.

Heine betont häufig die Vorliebe der Romantiker für den Orient und besonders für Indien.

VII 424: „Dichtern, denen jener fabelhafte, abenteuerliche Orient vorschwebt, den wir aus den Traditionen der Kreuzzüge und „Tausend und eine Nacht“ uns zusammengeträumt, ein real unrichtiger, aber in der Idee richtiger, Poesieorient.“

V 261 ff.: Heine giebt eine anschauliche Schilderung von Goethes west-östlichem Divan und malt mit glänzenden Farben das orientalische Leben aus. Von dem Buche sagt er: „es ist ein Selam, den der Occident dem Orient geschickt hat.“ „Dieser Selam aber bedeutet, dass der Occident seines frierend mageren Spiritualismus überdrüssig geworden und an der gesunden Körperwelt des Orients sich

wieder erlaben möchte . . . Unsere Lyriker besangen jetzt den Orient. — Erwähnenswert mag es auch sein, dass Goethe, indem er Persien und Arabien so freudig besang, gegen Indien den bestimmtesten Widerwillen aussprach. Ihm missfiel an diesem Lande das Bizarre, Verworrene, Unklare, und vielleicht entstand diese Abneigung dadurch, dass er bei den sanskritischen Studien der Schlegel und ihrer Herren Freunde eine katholische Hinsterlist witterte. Diese Herren betrachteten nämlich Hindostan als die Wiege der katholischen Weltordnung, sie sahen dort das Musterbild ihrer Hierarchie, sie fanden dort ihre Dreinigkeit, ihre Menschwerdung, ihre Busse, ihre Sühne, ihre Kasteiungen und alle ihre sonstigen geliebten Steckenpferde. Goethes Widerwillen gegen Indien reizte nicht wenig diese Leute, und A. W. v. Schlegel nannte ihn deshalb mit gläsernem Aerger „einen zum Islam bekehrten Heiden".“ Die scheinbare Abneigung auch Heines gegen Indien erklärt sich aus seiner gereizten Stimmung gegen die Romantiker, denn die „romantische Schule“ ist zum grossen Teile ein Absagebrief an die Romantik. Im allgemeinen aber legt er den Schauplatz seiner Poesie ebenso gern nach Indien als nach anderen orientalischen Ländern.

Das Interesse an speziell indischer Litteratur ist bei ihm wohl in Bonn erweckt worden bei A. W. Schlegel und bei Bopp. Elster I Einl. 16: „Der erstere (Bopp) dürfte in ihm das schon von Schlegel geweckte Interesse an der indischen Litteratur gefördert haben.“ Heine selbst äussert sich darüber in dem Nachwort zu seinen Schlegelsonetten I 514: „Was das Sanskritstudium selbst betrifft, so wird über den Nutzen desselben die Zeit entscheiden. Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus jahrein auf ihren grossen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Hum-

boldt, Frank u. s. w. sind unsere jetzigen Ostindienfahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien sein.“ Dass Heines teilweise ungünstiges Urteil in der „romantischen Schule“ über Indien und indische Litteratur ihn nicht von seiner Neigung abwendig gemacht hat, beweist eine Stelle aus „Shakespeares Mädchen und Frauen.“ V 446: „... Desdemonas' Liebe ist leidend. Sie ist die Sonnenblume, die selber nicht weiss, dass sie immer dem hehren Tagesgestirn ihr Haupt zuwendet. Sie ist die wahre Tochter des Südens, zart, empfindsam, geduldig wie jene schlanken grossäugigen Frauenlichter, die aus sanskritischen Dichtungen so lieblich, so sanft, so träumerisch hervorstrahlen. Sie mahnt mich immer an die Sakontala des Kalidasa, des indischen Shakespeare.“ Vgl. noch VII 416f.: „Wir haben das körperliche Indien gesucht und haben Amerika gefunden; wir suchen jetzt das geistige Indien — was werden wir finden? Es ist zu wünschen, dass sich das Genie des Sanskritstudiums bemächtige; ... Die epischen Gedichte der Indier sind ihre Geschichte ... Bei den Indiern ... bleibt die phantastische Umbildung ... Symbol, das die Unendlichkeit bedeutet und nicht nach Dichterlaune in bestimmteren Formen ausgemeisselt wird. Die Mahabaratas, Ramaganas und ähnliche Riesenfragmente sind geistige Mammutsknochen, die auf dem Himalaya zurückgeblieben. Der Indier konnte nur ungeheuer grosse Gedichte liefern, weil er nichts aus dem Weltzusammenhang schneiden konnte, wie überhaupt der Anschauungsmensch. Die ganze Welt ist ihm ein Gedicht, wovon der Mahabarata nur ein Kapitel — Anschauungsideen sind etwas, das wir gar nicht kennen. Die indische Muse ist die träumende Prinzessin der Märchen. Goethe im Anfang des „Faust“ benutzt die „Sakontala“ ... Forsters Wiederübersetzung der „Sakontala.““

Es mögen jetzt noch Beispiele folgen für Heines Vorliebe für die Länder des Südens und des Orients.

Spanien: Don Rodrigo vgl. B. L. 35 ff.; Auf den Wällen Salamankas vgl. B. L. 127 LXXX; Neben mir wohnt Don Henriques vgl. B. L. 128 LXXXI; Donna Clara vgl. B. L. 137 ff.; Die Romanze „Almansor" vgl. B. L. 140 ff.; Ständchen eines Mauren vgl. B. L. 222; Der Mohrenkönig (Boabdill) vgl. I 360 ff.; Spanische Atciden vgl. I 395 ff.; Hebräische Melodien vgl. I 433 ff. und die Tragödie Almansor vgl. II 249 ff.

Türkei: Vgl. IV 43; Ali Bei vgl. B. L. 278 XIV.

Babylon: Belsazar vgl. B. L. 39 X ff.

China: Der Kaiser von China vgl. I 313 ff.

Aegypten: Rampsenit vgl. I 329 ff.

Persien: Der Dichter Firdusi vgl. I 364 ff.

Tripolis: Geoffroy Rudèl und Melisande von Tripoli vgl. I 362 ff.

Arabien: Der Asra vgl. I 357 ff.

Palästina: Vgl. B. L. 229 ff. XXI u. XXII; Das goldne Kalb vgl. I 355 ff.; König David vgl. I 356 ff.; Salomo I 421 ff.; Hebräische Melodien vgl. I 433 ff.

Indien: Auf Flügeln des Gesanges (Ganges etc.) vgl. B. L. 61; vgl. B. L. 62 (Ganges, Lotosblume etc.); vgl. B. L. 94; Der König Wismawitra vgl. B. L. 131 XLV; Der weisse Elephant vgl. I 331 ff.; vgl. viele Teile aus dem Buche Legrand III 131 ff.; desgl. III 213, 228, 298, 386; IV 222.

Traumwelt.

Mit der Neigung der Romantiker zur Märchenwelt hängt eng zusammen die zur Traumwelt. Hier wie dort können sie in einer nach ihrem Wunsche und ihrer Phantastik eingerichteten Welt leben. Hier wie dort können sie alle ihre Ideale unterbringen und vereinigen, die in der wirklichen Welt entweder nicht existieren, oder nicht nebeneinander bestehen könnten. Die Romantiker schil-

dern deshalb die Bilder der Märchenwelt ebensogern als Traumbilder. Am meisten thut das Heine. Man denke nur an die vielen Traumbilder des Buches der Lieder.

Ueber Heines Traumbilder vgl. noch Elster I Einl. 30: „Die grellsten Phantasien . . . erhalten plastisches Leben, grosse Bewegung und echt dichterische Handlung dadurch, dass Heine sie in der Form des Traumes verkörpert. Statt einen unanschaulichen Bericht über die Regungen seiner Seele zu geben, legt er die Gefühle in greifbaren Bildern auseinander und spricht so als ein echter Dichter allein durch das Mittel der Phantasie zu unserm Herzen."

Der quälende Gedanke an ein Vorkommnis im Traume, auf das man sich trotz aller Anstrengung nicht besinnen kann, findet sich Novalis 182. „Sie legte ihm ein wunderbares, geheimes Wort in den Mund, was sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als sein Grossvater rief, und er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen." Auch im Godwi wird einmal beim Erwachen das dumpfe Gefühl von etwas, an das man sich nicht mehr erinnern kann, geschildert. Vgl. Godwi II 372.

Aehnliches finden wir bei Heine in folgenden Beispielen.

B. L. 82 LVII: „Allnächtlich im Traume seh' ich dich,

— — —

Du siehst mich an wehmütiglich,

— — —

Du sagst mir heimlich ein leises Wort

— — —

Ich wache auf, und der Strauss ist fort
Und's Wort hab' ich vergessen."

IV 505: „und träumte mir: . . . Endlich schlug die schwere Notredameglocke, und ich erwachte. Und nun grüble ich schon eine Stunde darüber nach: was eigentlich die nackten Leute unter dem Pontneuf suchten? Ich glaube, im Traume wusst' ich es und habe es seitdem vergessen."

Dämmerung und Nacht.

Die Lieblingszeit und -Stimmung der Romantiker ist die der Dämmerung und Nacht.

In der Dämmerstunde lässt sich ein Märchen am besten erzählen. Die Dämmerung verwischt alle Grenzen; die Romantiker können sich dann einer ungestörten Träumerei hingeben. Die Gegensätze wohnen streitlos nebeneinander. Auch die verschwommene romantische Mystik musste eine Neigung zur Dämmerung erzeugen. Diese Dämmerung geht oft genug über zur völligen Dunkelheit der Nacht. Die Nacht hüllt ihren schwarzen Schleier um die Leiden und Kämpfe des Tages, sodass diese dem Gedächtnisse entschwinden. Mond und Sterne leuchten mit mildem Lichte auf die Romantiker herab und erwecken in ihnen die Sehnsucht nach einer konstruierten Idealwelt. Am berühmtesten und von fast allen Romantikern paraphrasiert sind Tiecks Verse:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt
Steig auf in der alten Pracht.“

Eine prachtvolle Verherrlichung der Nacht sind Novalis' „Hymnen an die Nacht“.

Verherrlichung von Dämmerung und Nacht finden wir auch bei Brentano. Nur wenige Beispiele aus Godwi.

Godwi I 164 betont er das Verschwommene der Dämmerung. „Das gewöhnliche Leben ist nur ein Helldunkel, es reizt zur Handlung und zerstört den Raum dazu.“ Das Beruhigende der Nacht wird betont. II 28: „Die Nacht ging mit uns, und um uns her küsste sie den Schatten des Waldes und lag in dämmernder Liebe in den Gebüschen. I 164: „Nacht, Nacht, du undurchdringliche, ewige, liebende Geliebte, Du Gipfel der unendlichen Tiefe, Du Ruhe der Vollendung.“

Vgl. noch den Zyklus „Abendröte“ in Fr. Schlegel W. VIII. 151 ff. Daraus

163: „. . .
Wandr' ich so im Dunkel weiter,
Steige mutig, singe heiter,
Und die Welt erscheint mir gut.
— — —
Froh umgeben, doch alleine.“

174: „Der schwarze Mantel will sich dichter falten,
— — —
Da muss die stumme Einsamkeit nun walten.
— — —
Was farbig prangt, muss bald ins Dunkle rollen,
Nur unsichtbares Licht kann nie veralten.
Willkommen, heil'ge Nacht, in deinen Schauern!
Es strahlt in dir des Lichtes Licht den Frommen,
Führt sie ins grosse All aus engen Mauern.“

Aber auch das Finstre, Unheimliche der Nacht kommt bei den Romantikern zur Geltung, am meisten wohl bei Hoffmann und Heine. Letzterer ist darin der Nachfolger Hoffmanns, dessen nächtliches Geisterwesen und grausiger Höllenspuk stark auf ihn eingewirkt haben. Das zeigen Heines Traumbilder. Doch davon später.

Auch sonst liebt Heine Schilderungen von nächtlichem Gespensterwesen, z. B. die wilde Jagd im Atta Troll, die nächtliche Begegnung und Unterredung mit den Wölfen im Wintermärchen, Laurences somnambule Tänze während der Liebesnächte in den florentinischen Nächten. Besonders gern und lebendig schildert er das nächtliche Treiben der vom Christentume gestürzten Heidengötter, z. B. im Faust, in der Göttin Diana, in den Elementargeistern und Göttern im Exil.

Poesie des Grausens.

Die Vorliebe für die Nacht liegt, wie gesagt, oft im Unheimlichen, Gespenstischen. Die Poesie des Grausens

ist bei allen Romantikern in grossem Umfange zu finden. Begründet oder vielmehr in Aufnahme gebracht wurde sie durch Tieck, der sie aus der Schauer- und Hintertreppenlitteratur herübernahm. Seine Jugendwerke Abdallah, Almansor, Karl von Berneck u. s. w. bieten einen Wust des Grässlichen. Ein grausiges Motiv jagt das andere. Haym nennt diese Werke „Schauer- und Ritterstücke à la Cramer, Spiess etc.“ Der Schluss des Abdallah wird folgendermassen charakterisiert. Haym 37: „Um sich den Besitz der Geliebten zu erringen, überliefert Abdallah den eigenen Vater dem Tode. Er feiert infolgedessen seine Hochzeit mit der Sultanstochter, aber die Qualen des Gewissens machen ihm das Hochzeitsfest zum Gericht. Um von allem Höllenspuk, all den über- und unterirdischen Schauern zu schweigen, die im Verlaufe der Geschichte spielen: alle Register des Entsetzens werden bei dieser hochzeitlichen Schlussszene mit einem betäubenden Fortissime gezogen. Das Ende, mit welchem Don Juan in der Oper seine Frevel büsst, ist eine Kleinigkeit dagegen . . . Drei Kapitel hindurch werden wir mit diesem Teufelsspektakel regaliert und haben dabei, auch was die sprachlichen Mittel anlangt, den Eindruck einer sich gewaltsam überschreienden Stimme. Wir zweifeln nicht, dass das Buch . . . bei seinem ersten Erscheinen dem einen oder andern Leser eine schlaflose Nacht verursacht haben wird.“

Im Phantasus brilliert Tieck auch mit einigen grausigen Märchen, z. B. der blonde Ekbert, wo Geschwisterliebe, Angst vor Entdeckung eines Diebstahls, Freundesmord, Doppelgängerei die Ingredienzen sind; durch das ganze Märchen wird man ein unheimliches Gefühl nicht los. Im Blaubart wird das bekannte Märchen von dem Weibermörder dramatisiert. Ueber den Runenberg vgl. Haym 633: „In ergreifender Darstellung bringt dasselbe den Gegensatz der heiteren Freude am lichten Leben und des

von den dunklen Mächten der unorganischen Natur bethörten und verrückten Sinnes zur Anschauung . . . In der verrückenden Macht des Goldes konzentriert sich das Grauen der Natur, welche den Menschen in ihre Schmerzen, seine Freiheit und Geistesklarheit in ihre Gebundenheit und Finsternis hinabreisst.“ Poesie des Grausens giebt es im Phantasus noch genug, man denke nur an den „Liebeszauber“ mit seinem grässlichen Liebeszwang, der erst im letzten Augenblicke vor der Hochzeit entdeckt wird, sodass Hochzeit und Hochzeitsfreude ein Ende mit Schrecken nehmen. Ueber den Tannhäuser vgl. Haym 631: „Die Vorstellung von dem verzauberten Berge der Venus, vor welchem der getreue Eckart Wacht hält, verschmolz mit der Sage von dem Rattenfänger von Hameln zu einer unheimlichen . . . Geschichte, deren loser Zusammenhang nur in der Grundstimmung des Grausens eine Einheit findet.“

Novalis. Ein Beispiel genüge, worin er sich bemüht, das Grausen aufs Höchste zu steigern. Novalis I 223: „Das entsetzliche Heer von Totengerippen, mit schwarzen Fahnen, kam wie ein Sturm von dunklen Bergen herunter und griff das Leben an, das mit seinen jugendlichen Scharen in der hellen Ebene in munteren Festen begriffen war und sich keines Angriffs versah. Es entstand ein entsetzliches Getümmel, die Erde zitterte, der Sturm brauste, und die Nacht ward von fürchterlichen Meteoren erleuchtet. Mit unerhörten Grausamkeiten zerriss das Heer der Gespenster die zarten Glieder der Lebendigen etc. . . .“

Auch Brentano hat starke Neigung zur Poesie des Grausens. Man denke nur an die Geschichte vom Kater Mores, der ein verwandelter Mensch ist; es ist dies das Werwolfmotiv, welches auch Fouqué im Zauberring verwendet. Im braven Kasperl spielt die magische Gewalt des Richtschwerts eine Hauptrolle. Schreckensvoll ist die

Hinrichtungsszene; der abgehauene Kopf des Delinquenten beisst sich in klein Annerls Schürze fest. Auch Teile aus der Gründung Prags gehören hierhin. In den „drei Nüssen“ verliert man während der ganzen Erzählung die Gänsehaut nicht.

Dazu vergleiche man noch die wahnsinnig unheimliche Komik beim Leichenschmause der Wallpurgis in Godwi II 224 ff. Die Gesellschaft will Wallpurgis besuchen. „Als sie in den Schlosshof hineinfuhren, ward Wallpurgiens Sarg in den Leichenwagen geschoben, die schwarzen Männer bewegten sich, und stille wie das Geschäft einer andern Welt, ging der Zug an ihnen vorüber. Sie konnten alle kein Wort sprechen . . . Nach dieser Pause sprang der Italiäner aus der Kutsche mit den Worten: „das war dumm.““ . . . Als es dunkel wird, soll der Schmaus der Leichenträger beginnen. Sie sind zu Dreizehn und erwarten den Vierzehnten. Der Italiäner fängt letzteren aber auf und lässt ihn einen längeren Botengang machen. Er hüllt sich in den Mantel des Leichenträgers und setzt sich unerkannt an die dunkle Seite des Tisches der Kameraden. „Da der Becher an ihn kam zu trinken, war er weggeschlichen, ohne dass man ihn bemerkt hatte.“ Darauf grosser Schrecken bei den Leichenträgern; einer muss den Verschwundenen suchen. „Als der Dreizehnte weg war, setzte sich der Italiäner wieder hin, und da sie ihn bemerkten, fingen sie an sich zu zählen, indem sie ihre Namen hintereinander hernannten, und als die Reihe an ihn kam, warf er mit einer Erdscholle die Lampe vom Baume, und schrie laut: ecco mi. — Die Leute erschraken hierüber so sehr, dass sie auseinanderliefen . . . er aber nahm die grosse Leichenbretzel, kletterte, indem er sie um den Hals hängte, den Baum hinauf und erwartete den Ausgang. Bald kamen die Leute mit grossem Lärm zurück, sie hatten einen Fremden in ihrer Mitte, der sich lebhaft verteidigte. Da sie sich dem Tische genähert

hatten, und einer ausrief, dass die Leichenbretzel auch fort sei, fragte der Fremde, wer gestorben sei, und als er den Namen Wallpurgis hörte, sank er an die Erde.“ Es war Wallpurgens Bräutigam.

Ein Selbstbekenntnis Brentanos über seine Freude am Grausigen findet man in Godwi II 105 ff. „Der Wein bringt in jede Stimmung, in der er mich antrifft, noch eine mutwillige, phantastische Stimmung. Ich muss mich dann äussern und empfinde etwas ganz wunderbar Frevelndes, Gewagtes in meinem Herzen: . . .“ „Warum so still, sagte ich höhnisch zu Haber, fürchten Sie sich vor Gespenstern? . . . hören Sie, wie die Fahnen am Dache wehen — — — o! Das geht ewig so und nimmt kein Ende — und wie es dunkel ist — man möchte ersaufen in eigenen dummen Gedanken . . . es ist der Tod draussen, und wir sind gezwungen, unsere abgetragenen Erinnerungen zu zerzerren, bis sie wie lumpichte Gespenster vor uns treten — sehen Sie, dort steht mein Vater, und dort meine Mutter, und dort meine Schwester — wie sie mit den Fingern auf mich zeigen . . . und da steht nun das Weib . . . da steht es wie die schöne Sünde — . . . ha und noch ein Mensch — . . . er ist sein Hallunke und sein Henker zugleich und henkt sich nicht selbst, weil er seines Henkers Hallunke bleiben muss und seines Hallunken Henker nicht werden will. Haber sprang hier wild auf und sagte: „Hören Sie auf ins Teufels Namen.“““ Das nützt dem armen Haber aber nichts, auf seinen Nerven wird noch Seiten lang herumgetrampelt.

In Fouqués Zauberring finden wir romantischen Spuk und romantisches Grausen im Uebermasse; Teufelsbündnisse, Galgenmännlein, Hexen mit Zauberspiegeln, Zaubertürme, Gespensterschlachten, Unholde, Teufel, Werwölfe und sonstige harmlose Wesen.

Aber das Tollste in all diesem Hexensabbath leistet doch Hoffmann, der „Gespenster-Hoffmann“. Da spukt

es am hellichten Tage ebenso ungeniert wie in der stockdunkelsten Gewitter- und Freischütz-Nacht. Im Märchen vom goldenen Topfe sind liebliche und grausige Motive bunt durcheinandergemischt, an letzteren ist durchaus kein Mangel. Die Aepfel im Korbe der Höckerfrau sind ihre Kinder, drei Schlänglein singen im Baume und sind doch eigentlich drei wunderschöne Fräulein, der Geistervater stört in unheimlicher Weise Anselmus' Verzückung, ist aber dann ein ehrsamer Archivarius, entblödet sich aber gleich darauf durchaus nicht, vor den Augen des von unheimlichem Grausen erfüllten Anselmus als Elementargeist durch die Lüfte davon zu eilen. Dann folgt die Begegnung mit den Schlänglein auf der Elbe etc. Bei einem Spaziergange macht der würdige Herr Archivarius vulgo Feuersalamander zum schreckensvollen Erstaunen des Registrators elektrische Funkenexperimente ohne Apparat. Noch toller geht es in seinem Hause zu. Sprechende Tulpen und Feuerlilien, menschlich begabte Papageien; dazwischen Fräulein Serpentine, das geliebte Schlänglein, welches aber, als Anselmus sie anruft, nach Angabe des Papas im andern Hausflügel Klavierstunde hat! Der ehrliche Anselmus wird Kopist beim Archivar und schreibt eine wunderbare Geistergeschichte ab, deren für gewöhnliche Menschen etwas absonderliche Verhältnisse ihm immer erst draussen in der freien Luft verdächtig vorkommen. Das Schlänglein erklärt ihm schwerere Stellen. Einmal verschüttet er die Wundertinte und sitzt sogleich in einer engen Flasche, von wo er dem für normale Verhältnisse mindestens ungewöhnlichen Kampfe zwischen dem Archivarius oder Salamander und der Zeterhexe oder Feder zuschaut, der durch das Eingreifen des Papageien für den Archivarius siegreich endet. In seiner engen Flasche wird es dem Anselmns ungemütlich und als er das seinen Leidensgefährten in den Flaschen neben ihm klagt, lachen die ihn aus, und er steht auf der Elbbrücke. Aber nicht

Anselmus allein, sondern auch der biedere Konrektor, dessen Freund der Registrator und Tochter Veronika erleben gar seltsame Dinge. Der Punschnapf wird verrückt, die Trinkgesellschaft ebenso, im Napfe sitzt Salamander Archivarius etc. Am nächsten Morgen wissen sie nicht, ob das alles passiert ist, oder ob sie betrunken waren. Ein andermal schneiden Ofenthüre und Theekanne (vgl. in den Elixieren der Reliquienschrein) der armen Veronika allerhand Fratzen zu, was doch von sittsamen Hausgeräten höchst ungebührlich ist. Aehnlich ergeht es dem Anselmus mit Aepfeln und Thürklopfern. Veronika liebt Anselmus, sie bekommt von dem Aepfelweibe alias Zeterhexe alias Feder einen Zauberspiegel, der à la Faust und Freischütz des Nachts auf dem Kreuzwege aus allen möglichen zum Teil recht appetitlichen Zauberingredienzien gegossen wird. In dieser Nacht hat die ganze Hölle Dienst. Das Märchen endigt aber doch ebenso bürgerlich wie romantisch befriedigend. Veronika tröstet sich über den Verlust ihres Anselmus und heiratet den Registrator. Anselmus heiratet Fräulein Serpentine und wandert mit ihr in das Land der Phantasie aus.

Die „Elixiere des Teufels“ sagen schon durch ihren Titel, dass wir uns über nichts wundern dürfen. Doch genug von Hoffmann. Wo man immer in seine Schriften hineingreift, man wird genug des Grausigen vorfinden.

Ueber Arnim habe Heine selbst das Wort. V 318 ff.: „Er war kein Dichter des Lebens, sondern des Todes . . . Manchmal ist Arnim witzig, und wir müssen sogar lachen; aber es ist doch als wenn der Tod uns kitzle mit seiner Sense. Gewöhnlich jedoch ist er ernsthaft und zwar wie ein toter Deutscher. Ein lebendiger Deutscher ist schon ein hinlänglich ernsthaftes Geschöpf und nun erst ein toter Deutscher . . . Eine Uebersetzung der erwähnten Novelle „Isabella von Aegypten“ würde den Franzosen . . . zeigen, dass all die furchtbaren, grausigen und gespenstischen Ge-

schichten, die sie sich in der letzten Zeit gar mühsam abgequält, in Vergleichung mit Arnimschen Dichtungen nur rosige Morgenträume einer Operntänzerin zu sein scheinen. In sämtlichen französischen Schauergeschichten ist nicht so viel Unheimliches zusammengepackt wie in jener Kutsche, die Arnim von Brake nach Brüssel fahren lässt, und worin folgende vier Personagen bei einander sitzen: 1. Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe ist . . . 2. Ein toter Bärenhäuter, welcher . . . aus dem Grabe gestiegen ist . . . Es ist ein fetter Leichman, der einen Oberrock von weissem Bärenfell trägt . . . und der dennoch immer friert. 3. Ein Golem, nämlich eine Figur von Lehm . . . Auf der Stirn verborgen . . . steht das Wort „Wahrheit“, und wenn man dieses auslischt, fällt die ganze Figur wieder leblos zusammen als eitel Lehm. 4. Der Feldmarschall Cornelius Nepos . . . eine Alraunwurzel . . . Diese Wurzel wächst unter dem Galgen . . . Sie sah aus wie ein Zwerg . . . Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Gesicht zwei schwarze Wachholderkerne und eine rote Hagebutte . . . Sie wiegte das Missgeschöpf in ihren weissen Armen . . . Der garstige Knirps wurde dadurch so verzogen, dass er am Ende Feldmarschall werden wollte . . . Nicht wahr, das sind vier sehr ausgezeichnete Personen? Wenn ihr die Morgue, die Totenacker, die Cour de Miracle und sämtliche Pesthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet ihr doch keine so gute Gesellschaft zusammenbringen.“

Auch bei Heine selbst ist die Lust am Grauenvollen sehr stark ausgebildet. Geweckt wird sie wohl sein durch Gespenstergeschichten der Kindheit und durch seinen Verkehr mit Josepha, der Scharfrichterstochter.

Für Ersteres vgl. Keiter 2: Heines Mutter „gab den Mägden die strenge Weisung, in seiner (Heines) Gegenwart keine Gespenstergeschichten zu erzählen, ein Gebot, das freilich von „Zippel“, der alten Amme Heines, nicht befolgt wurde“.

Heines Bericht über Josepha, deren Familie und sein Verkehr mit ihr ist sehr anziehend und teilweise aufregend; er wird aber auch die Farben etwas stark aufgetragen haben. Vgl. das Nähere VII 498—511.

Am Richtschwerte zieht ihn das Unheimliche, beinahe Menschliche an. Der Scharfrichter, Josephens Oheim, vergräbt das Hundertmordschwert. VII 508: „Denn ein solches Richtschwert sei nicht wie andere Schwerter, es habe mit der Zeit ein unheimliches Bewusstsein bekommen und bedürfe am Ende der Ruhe im Grabe wie ein Mensch. Auch werden solche Schwerter . . . durch das viele Blutvergiessen zuletzt grausam und sie lechzen manchmal nach Blut, und oft um Mitternacht könne man deutlich hören, wie sie im Schranke, wo sie aufgehängt sind, leidenschaftlich rasseln und rumoren.“

Auch Brentano giebt im braven Kasperl dem Richtschwert ein Bewusstsein und einen unheimlichen Blutdurst; davon spricht Heine in der „romantischen Schule“. Vgl. V 309: „Als das schöne Nannerl noch ein Kind war und mit ihrer Grossmutter in die Scharfrichterei ging . . . da bewegte sich plötzlich etwas in dem grossen Schrank, vor welchem das schöne Nannerl eben stand . . . der Scharfrichter . . . wurde ernsthaft wie der Tod und sagte zu der Grossmutter: „Liebe Frau! in diesem Schranke hängt mein Richtschwert, und das bewegt sich jedesmal von selbst, wenn ihm jemand nahet, der einst damit geköpft werden soll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieses Kindes. Erlaubt mir, dass ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert ist dann zufrieden gestellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen.“ Die Grossmutter gab jedoch diesem vernünftigen Rate kein Gehör, und mochte es späterhin genugsam bereuen, als das schöne Nannerl wirklich geköpft wurde mit demselben Schwert.“

Die Erinnerung an Josepha hat wohl auch auf das Kolo-

rit von Heines Traumbildern eingewirkt. Er behauptet das selbst. VII 503: „. . . wie sie (Josepha) gewiss den grössten Einfluss auf den erwachenden Poeten ausübte, so dass meine ersten Gedichte der „Traumbilder“, die ich bald darauf schrieb, ein düsteres und grausames Kolorit haben, wie das Verhältnis, das damals seine blutrünstigen Schatten in mein junges Leben und Denken warf.“

Die rote Josepha schildert er folgendermassen. VII 502: „Ihr Haar war rot, ganz blutrot und hing in langen Locken bis über ihre Schultern hinab, so dass sie dasselbe unter dem Kinn zusammenbinden konnte. Das gab ihr aber das Aussehen, als habe man ihr den Hals abgeschnitten, und in roten Strömen quölle daraus hervor das Blut.“

Aehnliche Vorstellungen liebt Heine. So schildert er z. B. häufig Gespenster ohne Kopf; manchmal tragen sie ihren Kopf unterm Arm als Chapeau; andern ist er nach der Hinrichtung wieder aufgesetzt worden, und sie müssen sorgen, dass er ihnen nicht hinunterrollt, dabei sind ihnen aus Verwechselung auch wohl die Köpfe verkehrt oder ganz falsche Köpfe aufgesetzt worden. III 163/4: Die spukende Dame ohne Kopf im Düsseldorfer Schloss. 232: „Gespenst im Thüringerwalde, das einst die Leute, so sich vor ihm fürchteten, von ihrer Furcht befreite, indem es vor aller Augen seinen Schädel von den Schuldern herabnahm und jedem zeigte, dass er inwendig ganz hohl und leer sei.“ IV 67: Der vom Köpfen herrührende blutige Halsring.

I 344f.: „Es spukt im Pavillon de Flor
Maria Antoinette;
Sie hält dort morgens ihr Lever
Mit strenger Etikette.
Geputzte Hofdamen . . .
Ach, wenn sie nur Köpfe hätten!
Sie haben alle keinen Kopf,
Der Königin selbst mankieret
Der Kopf, und Ihro Majestät

Ist deshalb nicht frisieret . . .
Doch sonderbar! es dünkt mich schier,
Als hätten die armen Geschöpfe
Gar nicht bemerkt wie tot sie sind
Und dass sie verloren die Köpfe . . .
Die Oberhofmeisterin steht dabei,
Sie fächert die Brust, die weisse,
Und in Ermanglung eines Kopfs
Lächelt sie mit dem Steisse."

VI 562: Gespensterversammlung. „Ein langer Mensch, dessen Beine beständig krampfhaft zuckten . . . und der auch den Kopf immer schief auf einer Seite trug . . . Das kommt vom Gehenktwerden . . . Personen, die so mühsam, wie mit gebrochenen Gliedern einherschwanken . . . wenn man gerädert worden ist, behält man auch nach dem Tode eine gewisse schlottrige Bewegung . . . Bei mehreren Damen bemerkte er einen breiten blutroten Streif, der sich rund um den Hals zog . . . das kommt vom Geköpftwerden." VII 434: „Eine Leiche, der Kopf dabei — der Arzt macht Versuche ob er wieder zusammenzuheilen . . . Höflinge versuchen das tote Haupt festzubinden, es fällt aber immer herunter." VII 44: „Sie sind dem Grabe wieder entstiegen . . . manche von ihnen haben in der Hast den ersten besten Kopf aufgesetzt, der ihnen zur Hand lag . . . die Köpfe passen manchmal nicht zu dem Rumpf . . ." VII 290: Alte guillotinierte Menschen mit wieder angenähten Köpfen, wonach sie jedesmal ängstlich tasten . . ."

Zu „Köpfen und Geköpft werden" vgl. man noch I 342f.; II 201 f., 464f., 467; III 23, 141, 147, 155, 434, 499f.; IV 30, 57, 61, 240, 249f., 295, 359, 496, 498, 505, 520; V 31, 115, 134, 435.

* * *

Bei den Traumbildern ist aber neben der Erinnerung an Josepha sicherlich auch an den Einfluss E. Th. A. Hoff-

manns zu denken mit seinem Geister- und Höllenspuk. Wir können sogar direkte Reminiszenzen konstatieren. Beim VI. und VII. Traumbild scheint ihm eine Stelle aus den Elixieren vorgeschwebt zu haben. Elix. 252: „Dann stiegen feindliche Träume empor, die mir neue Todesmartern bereiteten. — Ich sah Euphemien. — Da schlug sie ihr Gewand auseinander, und die Schauer der Verdammnis ergriffen mich. Zum Gerippe eingedorrt war ihr Leib, aber in dem Gerippe wanden sich unzählige Schlangen durcheinander und streckten ihre Häupter, ihre rotglühenden Zungen mir entgegen . . . sie wollen sich mästen von meinem Herzblut. (Solche Schlangenvergleiche sind in allen Werken Heines zu finden, vgl. oben.) Der blutende Hermogen stieg auf . . . Ich wollte beten, da begann ein sinnverwirrendes Flüstern und Rauschen. Menschen, die ich sonst gesehen, erschienen zu tollen Fratzen verunstaltet. — Köpfe krochen mit Heuschreckenbeinen, die ihnen an die Ohren gewachsen, umher und lachten mich hämisch an — seltsames Geflügel — Raben mit Menschengesichtern rauschten in der Luft. — Ich erkannte den Konzertmeister aus B. mit seiner Schwester, die drehten sich im wilden Walzer, und der Bruder spielte dazu auf, aber auf der eigenen Brust streichend, die zur Geige geworden. — Belcampo mit einem hässlichen Eidechsengesicht, auf einem ekelhaften geflügelten Wurm sitzend, fuhr auf mich ein, er wollte meinen Bart kämmen mit eisernem glühendem Kamme. — Toller und toller wird das Gewirre, seltsamer, abenteuerlicher werden die Gestalten, von der kleinsten Ameise mit tanzenden Menschenfüsschen bis zum langgedehnten Rossgerippe — Der Spass der Hölle ist emporgestiegen. Ich höre mich lachen . . . Die Gestalt eines Weibes leuchtet hervor, das Gesindel weicht — sie tritt auf mich zu. — Ach es ist Aurelie! — Rasend vor wilder Begier umschling ich sie mit meinen Armen . . . aber da legt es sich glühend an meine Brust — rauhe Borsten

zerkratzen meine Augen und der Satan lacht gellend auf! Nun bist du ganz mein.‘“‘

Wie hier so wird auch in Heines VI. Traumbild die Geliebte vom Dichter durch die Hölle getrennt. Die Teufel triumphieren ebenso über die Verdammnis des Opfers.

„Im süssen Traum, bei stiller Nacht,
Da kam zu mir mit Zaubermacht
Mit Zaubermacht die Liebste mein,
— — —
„Ergieb dich meiner Liebesglut.“
Da plötzlich starrt zu Eis mein Blut;
Laut bebet auf der Erde Grund
Und öffnet gähnend sich ein Schlund,
Und aus dem schwarzen Schlunde steigt
Die schwarze Schar, — feins Lieb erbleicht!
Aus meinen Armen schwand feins Lieb.
— — —
Und gellend Hohngelächter schallt
— — —
Und immer summt die Schauerweis'
Du gabest hin die Seligkeit,
Gehörst uns nun in Ewigkeit!“

Im Traumbild VIII lesen wir:

„Ihr Eulengesichter mit Heuschreckenbein.“
„Sogar der Verdammnis Walzer erschallt.“
„Die gnädige Herrschaft meldet sich an,
Gleich kommt sie gefahren im Drachengespann.“

Damit vergleiche man bei Hoffmann „Eulengesichter“, „Köpfe mit Heuschreckenbeinen“. Belcampo reitet auf einem „ekelhaften geflügelten Wurm“. Der Kapellmeister spielt zu dem Höllentanze einen Walzer. Vgl. noch Keiter 25.

Die Poesie des Grausens ist in Heines Werken stark vertreten. Nur noch einige krasse Beispiele aus B. L.; Almansor und Ratcliff.

II. 280: „Ich habe ihn ins Grab gelegt . . .
— — —
So liegt er mit den stieren offnen Augen
Und sieht mir immer nach . . .“

Ibid. 334: Der nächtliche Kampf am Rabensteine zwischen Douglas und Ratcliff und das Eingreifen der Gespensterwelt. Der besiegte Ratcliff:

II 335: „O verfluchte,
Verdammte Hexen, lacht nicht so entsetzlich,
Reibt nicht verhöhnend eure Zeigefinger!
Ich werfe Felsen auf eu'r scheusslich Haupt,
Ich reisse Schottlands Tannenwälder aus
Und geissle euch damit die gelben Rücken,
Und mit dem Fuss stampf ich das schwarze Gift
Aus euren dürren gottverhassten Leibern!"

II 252: „Dort schwankt hervor die liebe tote Mutter
Und schaut wehmütiglich besorgt und weint,
Und winkt und winkt mit ihrer weissen Hand,
Und auch den Vater seh ich sitzen . . .
— — —
Welch Nebelbild kam dort vorbeigeflirrt
Wars nur ein Blendwerk . . .?
— — —
Vielleicht liegt Hassans toter Leib im Grabe,
Und nur sein Geist noch wandelt hier als Wächter,
Es rauscht und rollet dumpf und immer näher
Als stiegen meine Väter aus den Gräbern,
Um mir zum Willkommgruss die Knochenhand zu reichen
Zum Willkommgruss die weissen kalten Lippen.
Sie kommen schon — Eu'r Grüssen könnt' mich töten . . ."

II 262: „Geh nicht nach Alys Schloss. Am Eingang sitzen
Drei dunkle Frau'n . . .
Um würgend dich in Inbrunst zu umarmen,
Im Liebeskuss dein Herzblut auszusaugen."

II 289: „. . . Ich weiss noch einen Fluch
Spräch ich ihn aus . . .
— — —
Die Toten kröchen zitternd aus den Gräbern."

II 292: „So hab auch ich mit einem einz'gen Wort
Die ganze blühende Natur entzaubert.
Da liegt sie nun, leblos und kalt und fahl
Wie eine aufgeputzte Königsleiche,
Der man die Backenknochen rot gefärbt
Und in die Hand ein Szepter hat gelegt.

Die Lippen aber schauen gelb und welk,
Weil man vergass, sie gleichfalls rot zu schminken.
Und Mäuse springen um die Königsnase
Und spotten frech des grossen, goldnen Szepters."

Vgl. auch des Leonorenmotiv in B. L. 33: Die Heimführung.

„Ich geh nicht allein, mein feines Lieb,
Du musst mit mir wandern
Nach der lieben, alten, schaurigen Klause,
In dem trüben, kalten, traurigen Hause,
Wo meine Mutter am Eingang kauert
Und auf des Sohnes Heimkehr lauert.
— — —
— — —"
„Wirf um den weiten weisswallenden Schleier
— — —
Und singe ein Hochzeitslied dabei,
Der Nachtwind pfeift die Melodei."

B. L. 28: Der nächtliche Zweikampf der Gespenster.

B. L. 81: „Mein Wagen rollet langsam,
— — —
Da grüssen drei Schattengestalten
Kopfnickend zum Wagen herein,
Sie hüpfen und schneiden Gesichter
So spöttisch und doch so scheu
Und quirlen wie Nebel zusammen
Und kichern und huschen vorbei."

Vgl. noch B. L. 104 XXVIII: Die Nacht im Pfarrhause mit dem Gespenst des toten Pfarrers.

B. L. 30 V: „Lied des gefangenen Räubers."

B. L. 101 XXII: Die Jungfrau wird vom Totengerippe zu dem bei dessen Lebzeiten versprochenen Tanze auf den Kirchhofsball geholt.

B. L. 43 XIV. Darin: „Stolziere nicht, du falsche Maid,
Ich will's meiner Mutter sagen;
— — —
Meine Mutter singt mir ein Wiegenlied vor,
Bis ich schlafe und erbleiche;

Doch dich schleppt sie nachts bei den Haaren herbei;
Und zeigt dir meine Leiche."

Bei Tieck ist dem Abdallah die Erde durchsichtig und er sieht die Leichen etc., so dass er sich nicht an dem schönen Grün der Natur erfreuen kann. Beim Hochzeitsfest plagt ihn die Hölle mit ihrem Spuk. So liegt er mit der Sultanstochter statt auf dem Brautbette auf der Leiche des Vaters.

Aehnliches findet man in folgenden Stellen Heines wieder.

VII 308: „Es giebt Leute, die können durch die Erde schauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen sehen."

B. L. 132: „Ich habe durchschaut den Bau der Welt,
Ich schaue durch die steinern harte Rinde
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen
— — —
Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus?"

Ibid.: „Ich sehe durch den Grund der alten Erde,
Als sei sie von Krystall, und seh' das Grausen,
Das mit dem friedlichen Grüne zu verdecken
Der Mai vergeblich strebt. Ich seh die Toten,
Sie liegen unten in den schmalen Särgen
Die Händ' gefalten und die Augen offen
— — —
Und durch die gelben Lippen kriechen Würmer."

Ibid.: „Der Sohn setzt sich mit seiner Buhle
Zur Kurzweil nieder auf des Vaters Grab,
— — —
Der tote Vater regt sich nicht im Grabe,
Und schmerzhaft zuckt die alte Mutter Erde."

Doppelgänger.

Eine besonders grausige Abart derartiger Gespensterpoesie ist das romantische Doppelgängermotiv, welches Hoffmann in seinen Werken bis zur Ermüdung und Lächerlichkeit wiederholt. Das Doppelgängerunwesen liegt tief im Charakter der Romantiker begründet. Sie sind Janusgestalten. Ihr ganzer geistiger Habitus ist gewissermassen eine Zusammensetzung aus den verschiedensten Individuen. Ein solcher Gedanke wird im Uhrmacher Bogs ausgedrückt, allerdings recht materiell. Bogs hat zwei Gesichter, er ist überhaupt physisch und geistig ein Doppelmensch. Im Verlaufe der ärztlichen Untersuchung geraten diese Zwillinge in Streit, schliesslich reissen sie sich auseinander und jeder geht seinen eigenen Weg. Das Nähere lese man nach Br., W. V 358ff.

Die Romantiker haben alle in sich ein Doppelgefühl; in ihrer Brust liegen die widerstreitendsten Gefühle nebeneinander: extreme Sinnlichkeit und extreme Geistigkeit; Subjektivismus und Objektivismus; Freiheitsdrang und Abhängigkeitsgefühl; Erotik und Askese etc.

Je nachdem, welcher Gefühlsrichtung sie gerade nachgeben, sind die Romantiker verschiedene Personen. Sie sprechen es auch aus, dass sie sich als eine Vielheit vorkommen.

Z. B. Hoffmann, Murr I 136: „Nur in dem Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle geht das höhere Leben auf.“ Im Kater Murr ist der Kapellmeister Kreisler ein bezeichnendes Beispiel für einen Romantiker mit den widersprechendsten Gefühlen, ebenso in den Elixioren der Dopppelcharakter Medardus. Noch folgende Stellen aus Hoffmann mögen das bisher Gesagte illustrieren. El. 236: „Doch war mein Ich hundertfach zerteilt. Jeder Teil hatte im eigenen Regen

eigenes Bewusstsein des Lebens . . . Nun fingen die Gedanken der einzelnen Teile an sich zu drehen“ u. s. w. El. 244: „Existiere ich überhaupt nur durch mein eigenes Bewusstsein, so kommt es nur darauf an, dass dies Bewusstsein dem Bewussten die Hanswurstjacke ausziehe, und ich selbst stehe da als ein solider Gentleman.“

Eine Art Teilung des Individuums ist auch die an andern Orten schon besprochene romantische Gepflogenheit, Handlungen, Gedanken und Worte zu personifizieren und im Verkehr mit ihrem Erzeuger zu bringen. Wie wir sahen, thut das auch Heine.

Aber auch sonst betont er sein Vielheitsgefühl, seine romantischen Schranken zwischen gegensätzlichen Gefühlen und Stimmungen. So schreibt er in einem Briefe (vgl. Keiter 9) folgendes: „Mein inneres Leben war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt; mein äusseres war toll, wüst, cynisch, abstossend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatz meines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre.“

Almansor ist auch solch ein Beispiel. In seiner Brust streiten die Liebe für Zuleima und für seinen alten Glauben; die Liebe für die höhere Kultur der spanischen Mauren und Christen, unter welchen er nur mit Todesgefahr lebt, mit der Abneigung gegen die Barbarei des afrikanischen Maurentums, welches ihn aber mit offenen Armen aufnimmt. Gegenüber dem Christentum machen sich feindliche und freundliche Stimmungen den Rang streitig.

Auch über Ratcliff haben die verschiedensten Launen und Geister Macht.

Von dem Gefühle der Vielheit und Vielseitigkeit gehen die Romantiker dazu über, einen physischen und geistigen Doppelgänger zu schaffen. In Novalis' Ofterdingen kommen

immer gleich ein halbes Dutzend Doppel-Ichs vor, von denen jedes was Besonderes auf eigene Faust sein will. Z. B. Ofterdingen, das Bild im Buche des Grafen von Hohenzollern, der persische Sänger; die blaue Blume, Mathilde, Cyane; der Bergmann, Sylvester; Maria von Hohenzollern, die heilige Maria.

Doppelgängerei ist es auch, wenn bei Tieck der Tannhäuser in die Totenkammer tritt: die Mutter liegt auf der Bahre, aber ihr Nebelbild sitzt in der Ecke; ebendort sitzt auch der Vater; während Tannhäuser dessen Leichnam in den Armen hält.

In der Trösteinsamkeit steht eine Erzählung „Frontalbo und die beiden Orbellen". Dort finden wir eine Doppelgängerin der Orbella. Der Mann weiss nicht, wer seine Frau und wer das Phantom ist, ja er tötet seine eigene Frau im Glauben, sie sei das Phantom.

Kleist I 99: „Mir träumt', es hätt' ein Kläger mich ergriffen
Und schleppte vor den Richtstuhl mich, und ich,
Ich sässe gleichwohl auf dem Richtstuhl dort,
Und schält' und hunzt' und schlingelte mich herunter
Und judiziert' den Hals ins Eisen mir . . .
Drauf wurden beide wir zu eins und flohen . . ."

Chamisso I 247: „Erscheinung." Folgendes Motiv: Jemand findet seinen Doppelgänger in seinem Hause, und dieser giebt sich für den wirklichen Jemand aus.

II 233: „Als stände man am Fenster, um sich auf der Strasse vorübergehen zu sehen."

Am meisten wirtschaftet Hoffmann mit Doppelgängern. So z. B. hat er Chamissos Schlemihl dazu benutzt, aus dem Schatten einen Doppelgänger des Herrn zu machen. Der Doppelgänger will durchaus der richtige Herr sein, und das benutzt Hoffmann zu den grausigsten Effekten. In den Elixieren wimmelt es von Doppelgängern. Man weiss nie, wer der wahnsinnige Mönch, Medardus, Hermogen, Viktorin, der Teufel, Aurelie und die heilige

Rosalie eigentlich sind. Einer ist immer der Doppelgänger des Doppelgängers des anderen, und ihre Thaten werden bald auf Konto des einen bald auf das des anderen geschrieben.

Harmlos ist es noch, wenn der halbverrückte Haarkünstler Schönfeld sich doppelt fühlt und sein zweites Ich Belkampo nennt. Unheimlicher wird es schon, wenn der Gedanke, des Medardus zweites Ich, die Leiche des ersten Ichs vor sich liegen sieht. El. 294: „Ich sah mich selbst, wie ich zu den Pforten des Klosters hinausschritt, und wie eine finstere Gestalt mich schnell mit einem Dolche durchbohrte . . .“ Später sieht er sich wieder ermordet. Ibid. 295: „als ich mich aber von meinem toten Selbst getrennt fühlte, merkte ich wohl, dass ich der wesentliche Gedanke meines Ichs sei . . . Die Leiche richtete sich auf und starrte mich an mit hohlen, grässlichen Augen und heulte wie der Nordwind in tiefer Kluft.“

Die Doppelgängerszenen sind bei Hoffmann immer besonders grausig ausgemalt. Z. B. Murr I 159: „Hoho, rief er hinab (ins Wasser), bist du da geliebter Doppelgänger, wackrer Kumpan? — Höre, mein ehrlicher Junge, für einen Maler, der fürstliches Herzblut verbrauchen wollte statt Firniss, siehst du passabel genug aus . . . Mache mir nicht alle Gesten nach, Maler, wenn ich ernsthaft mit dir rede! — Schon wieder? Fürchtete ich mich nicht vor dem Schnupfen, ich spränge zu dir hinab und prügelte dich erklecklich. — Schere dich zum Teufel, halunkischer Mimiker!“ Als Kreisler nach Hause kommt erblickt er unter der Thür „sein eigenes Ich, das neben ihm daherschritt. Vom tiefsten Entsetzen erfasst stürzte Kreisler hinein in das Häuschen, sank atemlos, zum Tode erblichen, in den Sessel . . . sprach dann mit dumpfer Stimme: Es ist nun nicht anders, wir sind unser zwei — ich meine: ich und mein Doppelgänger, der aus dem See gesprungen ist und mich verfolgt hat hieher. — Seid barmherzig,

Meister, nehmt euren Dolchstock, stosst den Hallunken nieder — er ist rasend . . . und kann uns beide verderben. Er hat draussen das Wetter herauf beschworen! . . . Das Ich hat seine weisse, kalte Totenhand auf meine Brust gelegt . . .“ El. 185: Medardus sitzt im Kerker, hört ein Klopfen unter seinem Fussboden, es stammelt jemand: „Hihihi — hihihi — Brüderlein — Brüderlein — Medardus — ich bin da — bin da — ma — mach auf — auf — wir wo — wollen in den Wald gehen — Wald gehen!“ 193: „Da rührte es sich unter meinem Fuss.“ Ein Stein des Pflasters hebt sich in die Höhe „. . . ein nackter Arm mit einem blinkenden Messer in der Hand streckte sich mir entgegen . . . stammelte es von unten herauf: „Brüderlein . . . in den Wald“ . . . da erhob sich plötzlich ein nackter Mensch . . . empor . . . der volle Schein der Lampe fiel auf das Gesicht, ich erkannte mich selbst . . .“ 234: Medardus sieht vom Fenster aus seiner eigenen Hinrichtung zu. Der Doppelgänger schreit ihm zu: „Bräutigam — Bräutigam komm — komm aufs Dach — aufs Dach — da wollen wir ringen mit einander, und wer den andern herabstösst, ist König und darf Blut trinken.“ Doch nun genug davon, vgl. El. 185, 192, 193, 205, 206, 210, 211, 234, 235, 236, 296, 331.

Heine, der, wie wir schon sahen, durch Hoffmann mancherlei Anregung erhalten hat, wird bei ihm auch wohl hauptsächlich das Doppelgängermotiv kennen gelernt haben. Dass es aber auch einem Zuge seines Wesens entsprach, sehen wir aus seinem Berichte über eine Kindheitsepisode. VII 477f.: Er spricht über den schon erwähnten Grossoheim, der Beduinenhäuptling gewesen sein soll. „Ich versenkte mich so tief in seine Irrfahrten und Schicksale, dass mich manchmal am hellen, lichten Tage ein unheimliches Gefühl ergriff und es mir vorkam, als sei ich selbst mein seliger Grossoheim und als lebte ich nur eine Fortsetzung des Lebens jenes längst Ver-

storbenen . . . In diesen Träumen identifizierte ich mich gänzlich mit meinem Grossohm . . . Dieser wunderliche Zustand dauerte wohl ein Jahr, und obgleich ich wieder ganz zur Einheit des Selbstbewusstseins kam, blieben doch geheime Spuren in meiner Seele. Manche Idiosynkrasie, manche fatalen Sympathien und Antipathien, die gar nicht zu meinem Naturell passen, ja sogar manche Handlungen, die im Widerspruch mit meiner Denkweise sind, erkläre ich mir als Nachwirkungen aus jener Traumzeit, wo ich mein eigener Grossoheim war. Wenn ich Fehler begehe, deren Entstehung mir unbegreiflich erscheint, schiebe ich sie gern auf Rechnung meines morgenländischen Doppelgängers."

Am meisten verwendet Heine das Doppelgängermotiv im Ratcliff, der ja seiner ganzen Anlage nach ein echtes Schauer- und Gespensterdrama ist. So sind die Nebelmenschen quasi Doppelgänger Ratcliffs und Marias, beide letzteren haben sich von Jugend auf mit diesen Nebelmenschen herumzuschlagen und werden von ihnen geängstigt, beiden wird es ängstlich bei der Aehnlichkeit, die jeder mit einem Nebelmenschen hat. Ratcliff hält den seinen auch direkt für einen Doppelgänger. Vgl. R. II 335:

„Verdammter Doppelgänger, Nebelmensch,
Anglotze mich nicht mit den stieren Augen,
Mit deinen Augen saugst du aus mein Blut,
Erstarren machst du mich, Eiswasser giesst du
In meine glühnden Adern, machst mich selbst
Zum toten Nachtgespenst. —"

Im Almansor heisst es II 323:

„Ich bin es müd . . .
— — —
An jedem Galgen, im Vorbeigeh'n ängstlich
Hinaufzuschau'n, ob ich nicht selbst dran hänge."

Vgl. noch II 98ff. und VII 478.

II 385: „Riesenhafte Felsenblöcke,
Missgestaltet und verzerrt,
Schau'n mich an gleich Ungetümen,
Die versteinert, aus der Urzeit.
Seltsam! Graue Wolken schweben
Drüber hin, wie Doppelgänger;
Sind ein blödes Konterfei
Jener wilden Steinfiguren."

In dem bekanntesten Doppelgängergedicht Heines heisst es:

„Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe —
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.
Du Doppelgänger! Du bleicher Geselle
Was äffst du nach mein Liebesleid . . .?
(Vgl. B. L. 100.)

Im Wintermärchen Kap. VI steht ein Motiv, das an den Doppelgänger erinnert. Der Dichter sieht hinter sich eine Gestalt, sie ist die That seiner Gedanken.

II 443: „Den Paganini begleitete stets
Ein Spiritus Familiaris.
— — —
Ich selbst, wenn ich am Schreibtisch sass
Des Nachts, hab ich gesehen
Zuweilen einen vermummten Gast
Unheimlich hinter mir stehen.
— — —
Er störte mich im Schreiben nie,
Blieb ruhig stehn in der Ferne.
Seit Jahren hatte ich nicht gesehn
Den sonderbaren Gesellen,
Da fand ich ihn plötzlich wieder hier.
— — —
Da sah ich ihn hinter mir gehen,
Als ob er mein Schatten wäre, und stand
Ich still, so blieb er stehen.
. . . . . .

. . . So kamen wir
Bis auf des Domplatz Mitte.
Es ward mir unleidlich, ich drehte mich um
Und sprach: Jetzt steh' mir Rede.
— — —
Doch jener erwidert . . .
— — —
. . . was du ersonnen im Geist
Das führ' ich aus . . .
— — —
Du denkst, und ich, ich handle.
Du bist der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorsam des Knechtes
Vollstreck ich das Urteil, das du gefällt,
— — —
. . . ich bin
Die That von deinen Gedanken."

Romantische Ironie.

Einleitung: Romantische Willkür.

Die Zerrissenheit, die widerstreitenden Gefühle, lassen die Romantiker nicht zu einer geistigen Einheit kommen.

Haym sagt von Tieck 96: „Um seine Seele stritten sich die verschiedensten Geister, in der mangelnden Einheit der Kunstform spiegelt sich nur der Mangel eines positiven, den ganzen Menschen beherrschenden Pathos.“

Die Empfindungen der Romantiker, ihre Kunstanschauungen, ihre Urteile schwanken. Was sie heute gedichtet haben, verwerfen sie morgen. Besonders rigoros sind die später katholisch und fromm gewordenen Romantiker gegen ihre Jugendwerke, man denke nur an Fr. Schlegel und Brentano.

Ebenso verlieren die Romantiker die Lust an ihrem Werke, wenn sie sich längere Zeit damit beschäftigen müssen. Ein schlagendes Beispiel dafür ist Brentanos Roman „Godwi“. Nachdem sich Brentano im ersten Bande derart vergaloppiert hat, dass er weder aus noch ein kann, lässt er einfach Erzählung Erzählung sein und fasst im zweiten Bande die Sache an einem anderen Ende an. Er lässt die Ereignisse des ersten Bandes zu Ende gekommen sein und schildert, wie der Dichter bei der Hauptperson des Romans, Godwi, nach den weiteren Schicksalen der Personen des ersten Bandes sich erkundigt. Aus Papieren und mündlicher Erzählung werden dann die

Personen des ersten Bandes mit einiger Gewaltsamkeit erledigt. Godwi knüpft oft an Bd. I an. Einmal zeigt er dem Dichter einen Teich mit den Worten: „In diesen Teich falle ich Bd. I.“ Verweise auf I findet man in II 70, 153, 156, 237, 278, 279, 288, 297, 303, 304. Zwischendurch werden die Erlebnisse des Dichters auf dieser Forschungsreise erzählt. Nachdem endlich die Personen des ersten Bandes gestorben, verdorben oder verheiratet sind, hat der Dichter selbst nichts Besseres zu thun, als sich ins Bett zu legen und gleichfalls zu sterben. Mit einem Nachrufe der Freunde des Dichters schliesst der Roman.

Es wurde den Romantikern überhaupt schwer, in sich abgeschlossene. einheitliche Werke zu schaffen. Sie lieben Rahmenerzählungen, Dramen, worin alle möglichen Episoden hineingestopft werden, Reisebeschreibungen, Märchen, Selbstbiographien u. s. w., weil sie dabei ins Endlose darauf los fabulieren dürfen und in keine Schranken eingeschlossen sind. Ihre Werke sind entweder ungeheuerliche Bandwürmer — Genofeva, Phantasus, Oktavian, Zauberring — oder sie haben einen Verlegenheitsschluss — Elixiere, Godwi — oder sie kommen zu gar keinem Abschlusse — Kater Murr, Kronenwächter, Ofterdingen, Rabbi von Bacharach. Fr. Schlegel, der selbst in seinem kleinen Romane „Luzinde“ nicht bei der Schnur bleiben konnte, erhob sogar die Fragmentendichtung zur romantischen Idealkunstform.

Den Romantikern gehen die Kunstarten und Kunstformen durcheinander, sie verwischen die Grenzen. Daraus entstehen dann solche Zwitter wie Tiecks Märchendramen. Im Roman sollen Dichtkunst, Philosophie, Religion, Aesthetik u. s. w. vereinigt werden, vgl. Ofterdingen.

Aus der Vermischung der germanistischen Wissenschaft, die eine Frucht der Romantik ist, mit dem Roman entstand der historische Roman, z. B. Arnims Kronenwächter.

Schon oben unter „Musik“ lernten wir romantische Vermischung der Kunstarten kennen. Tonkunst, Malerei und Dichtkunst werden durcheinander geworfen.

Der Grund für derartige Tendenzen ist in der romantischen Willkür zu suchen, welche hervorgeht aus dem Kultus der extremen Subjektivität. Fr. Schlegel hat in einem seiner Fragmente als oberstes Gesetz aufgestellt: „Die Willkür des Dichters leidet über sich keine Gesetze.“ Gleich im Anfang der Luzinde nimmt Schlegel das Recht willkürlichsten Schaltens für sich in Anspruch. Luz. 6: „Für mich und für diese Schrift . . . ist aber kein Zweck zweckmässiger, als der, dass ich gleich anfangs das, was wir Ordnung nennen, vernichte, weit von ihr entferne und mir das Recht einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne.“ Luz. 20: „Die unwiderstehliche Willkür der hohen Zauberin Phantasie.“ Ibid. 27 sagt er von der Entstehung des Romans: „So erzeugte sich der erste Keim zu dem wundersamen Gewächs von Willkür und Liebe. Und frei wie es entsprossen ist, dachte ich, soll es auch üppig wachsen und verwildern, und nie will ich aus niedriger Ordnungsliebe und Sparsamkeit die lebendige Fülle von überflüssigen Blättern und Ranken beschneiden.“

Im Anfange des II. Kapitels von Atta Troll betont Heine das Ziel und Zwecklose und Willkürliche seiner Dichtung.

II 359: „Traum der Sommernacht! Phantastisch
Zwecklos ist mein Lied. Ja, zwecklos
Wie die Liebe, wie das Leben,
Wie der Schöpfer samt der Schöpfung.
Nur der eignen Lust gehorchend,
Galoppierend oder fliegend,
Tummelt sich im Fabelreiche
Mein geliebter Pegasus.
Ist kein nützlich tugendhafter
Karrengaul des Bürgertums,
Noch ein Schlachtpferd der Parteiwut,

Das pathetisch stampft und wiehert.

— — —

Trage mich wohin du willst."

Romantische Ironie.

Aus dem Begriffe „romantische Willkür" hat Fr. Schlegel den Begriff „romantische Ironie" hergeleitet. Novalis unterstützt ihn in der Anpreisung der Ironie. Ironie wurde ein Losungswort der Romantiker. Was haben wir aber unter diesem Worte zu verstehen?

Haym 258: „Sie (die Ironie) spielt eine so hervorragende Rolle, dass sie frühzeitig als das Hauptwort der romantischen Theorie aufgefangen wurde, und mit Recht durfte Hardenberg sagen, dass die Ironie in den Athenäumsfragmenten: die Spadille sei, womit immer gestochen würde.

Die Ironie! Es ging Schlegel mit diesem Begriff ähnlich wie mit dem der romantischen Poesie. Nur allmählich bekam das Wort und die Sache in seinem Munde einen ganz aparten Sinn. Von der sokratisch-platonischen Ironie „der sokratischen Mischung von Scherz und Ernst" geht er aus. Schon mitten in der Schilderung dieser philosophischen und speziell sokratisch-platonischen Manier überraschen nun aber einzelne Wendungen, die auf diese nicht mehr recht passen wollen. Sie heisst nun „eine stete Selbstparodie". „Sie enthält", wird uns gesagt, „und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung. Und ferner: „Sie ist die freieste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg, und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig." . . . So findet er sie natürlich in dem Goetheschen Roman, wo ihm der Dichter „auf sein Meisterwerk selbst von der Höhe seines Geistes herabzulächeln scheint"."

Haym hebt nun die zwei Hauptbestimmungen über Ironie heraus: „Widerstreit“ und „unbedingte Freiheit des Subjekts“.

Etwas anders ist der Begriff der Ironie bei Novalis.

Haym 380: „Schlegel ist es um die über dem Gegenstande schwebende Freiheit des Subjekts, Novalis dagegen um die die Objektenwelt durchdringende, sie verwandelnde, auflösende, verzaubernde Freiheit, jenem um die Freiheit des Verstandes, diesem um die Freiheit des Gemütes zu thun. Denn worin besteht dem letzteren die romantische Ironie? Sie besteht ihm in der Gleichstellung und Gleichbehandlung des Gemeinsten und des Wichtigsten.“

Heine spricht sich einmal in humoristischer Weise über die romantische Ironie aus, wie er sie in Berlin kennen gelernt hat. III 218: „Dass Nannerl die Ironie für eine Sorte Bier gehalten . . . war mir sehr leid und . . . begann ich folgendermassen zu dozieren: . . . die Ironie ist ka Bier, sondern eine Erfindung der Berliner, der klügsten Leute von der Welt . . . die Not war gross, bis endlich ein rückwirkendes Mittel erfunden ward, wodurch man jede Dummheit gleichsam ungeschehen machen und sogar in Weisheit umgestalten kann. Dieses Mittel ist ganz einfach und besteht darin, dass man erklärt, man habe ja jene Dummheit blos aus Ironie begangen oder gesprochen . . . die Dummheit wird Ironie, verfehlte Speichelleckerei wird Satire, natürliche Plumpheit wird kunstreiche Persiflage, wirklicher Wahnsinn wird Humor, Unwissenheit wird brillanter Witz.“

In dieser Schilderung trifft Heine einen Hauptgrund der romantischen und auch seiner Ironie; es ist die Willkür und zwar die, welche aus künstlerischem Unvermögen stammt. Der Romantiker, welcher die Ironie am meisten predigt und sie zu einem alle romantischen Tendenzen umfassenden Begriffe erheben will, Fr. Schlegel, ist unter den Romantikern der kleinste Poet.

Die „romantische Ironie" ist wohl das schwierigste Kapitel von den romantischen Tendenzen. Diese romantische Ironie zu zergliedern und bei den einzelnen Romantikern zu verfolgen, würde über den Rahmen dieser Dissertation hinausgehen. Es sollen deshalb aus Heine nur einzelne Stellen herangezogen werden, wo Berührungspunkte oder Vorbilder in der Romantik augenscheinlich sind.

In Godwi II 39 richtet der Poet Maria ein Gebet an die Götter, das nach zwölf im erhabenen Stile gehaltenen Strophen so endet:

„Führet mich heimwärts!
Bin nur ein Wandrer,
Bin kein Unsterblicher,
Der mit ambrosischen
Bissen sich nährt.
Wisset mich hungert,
Führet mich heimwärts,
Dass ich dem Freunde
Von der Dryaden
Hilfreicher Güte
Bringe die Mär."

Die kleine Fiametta öffnet darauf das Thor und lässt die Jagdgesellschaft ein.

Dazu stelle man folgende Verse Heines in B. L. 163, worin man ähnliche Art wiedererkennt. Der Dichter besucht die Fischerstochter:

„Siehst du mein Kind, ich halte Wort,
Und ich komme, und mit mir kommt
Die alte Zeit, wo die Götter des Himmels
Niederstiegen zu Töchtern der Menschen,
— — —
Doch staune, mein Kind, nicht länger
Ob meiner Göttlichkeit,
Und ich bitte dich, koche mir Thee und Rum;
Denn draussen wars kalt,
Und bei solcher Nachtluft
Frieren auch wir, wir ewigen Götter,

Und kriegen wir leicht den göttlichsten Schnupfen
Und einen unsterblichen Husten."

Folgendes Motiv ist direktes Vorbild für Heine gewesen.

Märchen vom goldnen Topf. Hoffmann, N. L. 216: „Anselmus sass in sich gekehrt bei dem rudernden Schiffer . . . da war es ihm, als zögen die goldnen Schlänglein durch die Flut . . . und aufs neue ergriff ihn die unaussprechliche Sehnsucht, das glühende Verlangen . . . „Ach, seid ihr es denn wieder, ihr goldnen Schlänglein, singt nur, singt! In eurem Gesange erscheinen ja wieder die holden, lieblichen, dunkelblauen Augen — ach, seid ihr denn unter den Fluten?" So rief der Student Anselmus und machte dabei eine hastige Bewegung, als wolle er sich gleich aus der Gondel in die Flut stürzen. „Ist der Herr des Teufels?" rief der Schiffer, und erwischte ihn beim Rockschoss.

Heine, B. L. 171:

„. . . Seegespenst.
Ich aber lag am Rande des Schiffes
Und schaute, träumenden Auges
Hinab in das spiegelklare Wasser
Und schaute, tiefer und tiefer —"

Dort unten sieht er eine versunkene Stadt und darin sein Liebchen.

„So tief, meertief also
Verstecktest du dich vor mir
— — —
Derweilen ich, die Seele voll Gram,
Auf der ganzen Erde dich suchte.
— — —
Ich habe dich gefunden . . .
— — —
Und nimmer will ich dich wieder verlassen,
Und ich komme hinab zu dir,
Und mit ausgebreiteten Armen
Stürz ich hinab an dein Herz —
Aber zur rechten Zeit noch

Ergriff mich beim Fuss der Kapitain,
Und zog mich vom Schiffsrand,
Und rief, ärgerlich lachend:
Doktor sind sie des Teufels?“

Das Hoffmannsche Vorbild ist gar nicht zu verkennen. Vgl. dazu Elster und Xanthippus.

Brentano schildert im Godwi und in den lustigen Musikanten den Kontrast zwischen den Schmerzen im Innern der Musikanten und ihren äusseren Handlungen.

Godwi II 333: „Die Tochter.
Ich habe meinen Freund verloren,
Und meinen Vater schoss man tot,
Mein Sang ergötzet eure Ohren,
Und schweigend wein ich auf mein Brod.

Die Mutter.
Ists Nacht? Ists Tag? Ich kanns nicht sagen,
Am Stabe führet mich mein Kind,
Die hellen Becken muss ich schlagen
Und ward von vielem Weinen blind.

Die beiden Brüder.
Ich muss die lust'gen Triller greifen,
Und Fieber bebt durch Mark und Bein,
Euch muss ich frohe Weisen pfeifen
Und möchte gern begraben sein.

Der Knabe.
Ich habe früh das Bein gebrochen,
Die Schwester trägt mich auf dem Arm,
Aufs Tambourin muss rasch ich pochen —
Sind wir nicht froh? Dass Gott erbarm!“

Aehnliche schneidende Kontrastwirkungen finden wir auch bei Heine. Recht unheimlich wirkt im Gesang der Okeaniden der Kontrast zwischen dem wider sein besseres Wissen mit seiner Glückseligkeit und seinem Liebesglück prahlenden Dichter und der die bittere Wahrheit enthaltenden Antwort der Meerjungfrauen. Vgl. B. L. 184 ff.

Noch schärfer ist die Kontrastwirkung im Gedichte „Frieden“. Vgl. I 177/8 u. 531, desgl. B. L. 174 ff.

Diese Kontrastierung, dieses Hinabfallen aus der poetischen Welt in die wirkliche und in die Phrase der Konvenienz wird von den Romantikern, und zwar von Brentano und Heine recht oft durch eine ganz besondere, den beiden letzteren eigentümliche Manier herbeigebracht. Es sieht aus, als ob dabei auch die Blasiertheit des grossstädtischen Treibens etwas mitgespielt habe.

Bei Brentano endet ein in den Tiefen der Mystik und in den Fluten und Gluten der Liebe schwebendes Gedicht — Br., W. II 294 bis 297 — mit folgenden Versen, 247:

„Und als sie so gesungen,
Ein Bischen süss gegaukelt,
Und sich herumgeschwungen,
Geschlungen und geschaukelt,
Rief sie: „Gut Nacht! mein Brüderchen,
Addio! schreib, mach Liederchen.““

In „Dichters Blumenstraus“ Br., W. II 216—220 schildert er die Reize der Geliebten unter dem Bilde einzelner zu einem Strauss zusammengebundener Blumen. Als Antwort auf sein Liebeswerben spricht die Geliebte:

220: „Lieber, hast du dir getrieben
Aus mir einen Blumenstrauss,
Hast ihn trunken mir beschrieben,
Dichter! trag ihn dir nach Haus.“

Im Gedichte „Traum“ ibid. 166 ff. liebt der Dichter ein Mädchen zweifelhaften Genres: Bekehrungsversuche von seiten des Liebhabers; Liebchen will ihre Sünden abwaschen; sie soll wieder beten lernen u. s. w.; Schwanken des Liebhabers zwischen hoffender Liebe und fürchtendem Wissen. Sie bestellt ihn für den Abend:

„Und Abends als ich zu ihr kam,
Aus meiner stillen Klause,
Da sagte zu mir die Madam':
„Mamsell ist nicht zu Hause!““

Doch genug der Brentanoschen Beispiele. Noch einige für Chamisso.

Chamisso I 42: „Ich werde gehn ins fremde Land,
Du sagst mir höflich: Lebe wohl!
Ich küsse höflich dir die Hand,
Und nun ist alles, wie es soll.“
I 76: „Hegst im Herzen du die Stunden
Unsrer Kindheit noch, die Träume,
All mein Lieben, all mein Hoffen?
Siehst du wandeln uns verbunden
Durch des Paradieses Raum,
Und die Zukunft vor uns offen
Sternbeglänzt und ungemessen
Wie des Aethers reines Blau?
Nein, sie haben das vergessen,
Gnädige Frau.“

Dazu vergleiche man folgende Belege aus Heine.

B. L. 68 XXV:
„Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust,
Da küsstest du mich, und dein Arm mich umschlang,
Da presstest du mich an die schwellende Brust.
Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüsste verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander: Lebewohl!
Da knicktest du höflichst den höflichsten Knicks.“

Vergleiche auch B. L. 68/9 XXVII.

B. L. 103: „Nur noch einmal möcht ich dich sehen
Und sinken vor dir aufs Knie
Und sterbend zu dir sprechen:
„Madame ich liebe Sie.““

B. L. 209: „O, mein gnädiges Fräulein, erlaubt
Mir kranken Sohn der Musen,
Dass schlummernd ruhe mein Sängerhaupt
Auf Eurem Schwanenbusen!
„Mein Herr! wie können Sie es wagen,
Mir so was in Gesellschaft zu sagen?““

* *
*

Wir finden auch noch eine andere Brentanosche Manier bei Heine, nämlich die, durch Zusammenstellung berühmter Namen mit berüchtigten, lächerlichen oder unbe-

deutenden, ebenso solcher Ereignisse oder Dinge einen komischen Effekt hervorzubringen.

Für Brentano nur ein Beispiel. Im „Bärenhäuter“ malt der Teufel die Bilder berühmter Männer an die Wand, vgl. Trst. 238 und zwar: „des Kains, Lamechs, Nimrods, Nini, Zoroastris, der Helena, der trojanischen und griechischen Helden, nicht weniger Sesostris, Nabuchodonosors, Alexanders, Caesars, Neronis, Caligulae, Mahomets, Schellmufskys, des Bruder Grafen, Gottscheds und des Messalinus Cotta (des Verlegers, dessen Zeitung mit Brentano und Arnim in Streit lag)“. Man könnte genug der Beispiele in Brentanos Werken sammeln.

Heine, B. L. 190: „Alles erblick ich im Glas,
Alte und neue Völkergeschichte,
Türken und Griechen, Hegel und Gans,
Zitronenwälder und Wachtparaden,
Berlin und Schilda und Tunis und Hamburg.“

In II 119 werden Aristoteles, Alexander der Grosse und „der Präsident der Sozietät der Tulpenveredlung in Delfte“ zusammen genannt; 128 Holofernes, Haynau, Radetzky.

II 434 Kap. III: „Zu Aachen im alten Dome liegt
Carolus Magnus begraben —
Man muss ihn nicht verwechseln mit Karl
Mayer, der lebt in Schwaben.“

III 16: „Schnurren, Pudel, Dissertationen, Theedansants, Wäscherinnen, Kompendien, Taubenbraten, Guelfenorden, Promotionskutschen, Pfeifenköpfe, Hofräte, Justizräte, Relegationsräte, Profaxen und andere Faxen.“

Ibid.: „Im allgemeinen werden die Bewohner Göttingens eingeteilt in Studenten, Professoren, Philister und Vieh.“

III 18: Tribonian, Justinian, Hermogenian und Dummerjahn.

III 134: Susanna, Leda, Sabinerinnen, Lukretia, die selige Bethman.

III 136/7: Heine spricht über Tod und Leben, über des Prinzen von Homburgs Todesfurcht, Kleists Selbstmord, Egmonts, Immermanns Edwin und Achilles Liebe zum Leben und fährt in dieser Reihe klassischer Beispiele fort: „Ja, als der Major Duvent den grossen Israel Löwe auf Pistolen forderte . . .“

III 145: „Liebe, Wahrheit, Freiheit und Krebssuppe.“

III 172: „. . . so haben alle grossen Männer einmal in ihrem Leben davon laufen müssen. — Loth, Tarquinius, Moses, Jupiter, Frau von Staël, Nebukadnezar, Benjowsky, Mahomet, die ganze preussische Armee, Gregor VII., Rabbi Jizchak Abarbanel, Rousseau — ich könnte noch sehr viele Namen anführen, z. B. die, welche an der Börse auf dem schwarzen Brette verzeichnet sind.“

III 184: Mathematik, Logik, Statistik, Maschinenverbesserung, Bürgersinn, Stallfütterung.

III 187: „. . . Kongress von allen Völkern der Gegenwart und Vergangenheit, es kommen die Assyrer, Aegypter, Meder, Perser, Hebräer, Philister, Frankfurter, Babylonier, Karthager, Berliner, Römer, Spartaner, Türken, Kümmeltürken . . . lesen Sie nur den Herodot, den Livius, die Haude und Spenersche Zeitung, den Curtius, den Cornelius Nepos, den Gesellschafter“ (hrsg. v. Gubitz).

III 269: Die Stadt Brescia hat „40 000 Einwohner, ein Rathaus, 21 Kaffeehäuser, 20 katholische Kirchen, ein Tollhaus, eine Synagoge, eine Menagerie, ein Zuchthaus, ein Krankenhaus, ein ebenso gutes Theater und einen Galgen für Diebe, die unter 100 000 Thaler stehlen.“

III 393: „Gekränkte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden . . .“

V 69: „Eulen, Zensuredikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn.“

V 141: „Keine Autoritäten mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Alexander, Chef des claqueurs, vom grossen Talleyrand bis zu Vidocq (frz. Abenteurer), von Caspar Debu-

reun, dem berühmten Pierrot, bis hinab auf Hiazinth de Quelen, Erzbischof von Paris, von Monsieur Staub, maître tailleur, bis zu de Lamartine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis Paul de Kock . . . von Rossini bis zum kleinsten Maulaffi.“

V 142: „Die Deutschen . . . glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die „Hallesche Litteraturzeitung“, an Löschpapier und Packpapier, am meisten aber an Pergament.“

VI 364: „Preisfragen über Seidenkultur, Stallfütterung und Kantsche Philosophie.“

VII 28: „Das ist sehr merkwürdig, dass alle Feinde der Kinder Israel ein so schlechtes Ende nehmen. Wie es dem Nebukadnezar gegangen ist, wissen Sie, er ist in seinen alten Tagen ein Ochs geworden und hat Gras essen müssen. Sehen Sie den persischen Staatsminister Haman, ward er nicht am Ende gehenkt zu Susa, in der Hauptstadt? Und Antiochus, der König von Syrien, ist er nicht bei lebendigem Leibe verfault, durch die Läusesucht? Die späteren Bösewichter, die Judenfeinde, sollten sich in Acht nehmen. — Aber was hilfts, es schreckt sie nicht ab, das furchtbare Beispiel, und dieser Tage habe ich wieder eine Broschüre gegen die Juden gelesen von einem Professor der Philosophie, der sich magis amica nennt. Er wird einst Gras essen, ein Ochs ist er schon von Natur, vielleicht gar wird er mal gehenkt, wenn er die Sultanin Favorite des Königs von Flachsenfingen beleidigt, und Läuse hat er gewiss auch schon wie der Antiochus.“

Zur Ergänzung vergleiche man noch III 15, 26, 57, 60, 66, 67, 104f., 141, 143, 152, 155, 169, 170f., 221, 222, 232, 235, 278, 332, 347; IV 28, 103, 305, 308; V 97, 145, 363; VI 457, 533.

Romantische Verherrlichung von Krankheit und Tod; romantische Liebe.

Krankheit und Tod.

Heine sagt: „Ist die Welt ein Krankenhaus oder ein Tollhaus?“ Wahnsinn und Krankheit! Beliebte Begriffe bei den Romantikern, wozu sich noch der Tod gesellt. Der Dichter des Wahnsinns ist Hoffmann. Er benutzt jede passende oder unpassende Gelegenheit, um seine Personen wahnsinnig werden oder sich wenigstens als Wahnsinnige benehmen zu lassen. Hoffmann kennt fast nur Verbrecher und Wahnsinnige. Zuchthaus, Galgen, Selbstmord und Irrenhaus sind die Endstationen der irdischen Pilgerschaft; geht das aber durchaus nicht an, so muss der Held als Büsser ins Kloster gehen. Im Kater Murr oder in den Elixieren sind mehr oder minder wahnsinnig: Kreisler, der italienische Prinz, dessen Bruder, der Bruder des ermordeten Kammerherrn, die Prinzessin, Maler Ettlinger; Medardus, Viktorin, Hermogen, Franzesko, Belcampo. Tolle Liebeswut, wahnsinnige Leidenschaft sind Lieblingsworte Hoffmanns.

Aber auch bei den übrigen Romantikern vermissen wir den Wahnsinn nicht.

In Tiecks Runenberg z. B. wird der Jüngling wahnsinnig, im blonden Eckbert der Ritter und im Tannhäuser

dieser selbst. Brentano sagt im Godwi: „Wahnsinn ist Bruder der Poesie“ und in Godwi II 137: „Im Wahnsinn muss der Sinne Wahn gesunden.“

Ebenso wie mit dem Wahnsinn beschäftigen sich die Romantiker mit Krankheit und Tod. Novalis nennt die Krankheit ein höheres Leben. Vgl. Haym 361: „Novalis bleibt nicht bei der resignierten Weisheit stehen, dass langwierige Krankheiten Lehrjahre der Lebenskunst und der Gemütsbildung seien und jede Bedrängnis der Natur eine „Erinnerung höherer Heimat“: sein krankhaft gesteigertes Selbstgefühl führt ihn zu der Paradoxie, dass Krankheit wie Tod zu den „menschlichen Vergnügen“ gehöre, und ganz ernsthaft vertieft er sich in die Vorstellung, dass vielleicht in dem Augenblick, in welchem ein Mensch die Krankheit oder den Schmerz zu lieben anfinge, die reizendste Wollust in seinen Armen läge.“

Auch sonst werden Krankheit und sogar Tod verherrlicht.

Novalis nennt den Tod eine Brautnacht.

Fr. Schlegel, Luz. 81: „Durch dieses sonderbare Gefühl ward die Krankheit zu einer eigenen Welt in sich vollendet und gebildet. Ich fühlte, ihr geheimnisreiches Leben sei voller und tiefer als die gemeine Gesundheit der eigentlich träumenden Nachtwandler um mich her. Und mit der Kränklichkeit, die mir gar nicht unangenehm war, blieb mir auch dieses Gefühl und sonderte mich völlig ab von den Menschen, wie mich von der Erde der Gedanke trennte.“

Heine III 270: „Und gar die blassen italienischen Gesichter, in den Augen das leidende Weiss, die Lippen krankhaft zärtlich, wie heimlich vornehm sind sie gegen die steif britischen Gesichter mit ihrer pöbelhaft roten Gesundheit! Das ganze italienische Volk ist innerlich krank, und kranke Menschen sind immer wahrhaft vornehmer wie Gesunde; denn nur der kranke Mensch ist

ein Mensch, seine Glieder haben eine Leidensgeschichte, sie sind durchgeistet. Ich glaubte sogar, durch Leidenskämpfe könnten die Tiere zu Menschen werden, ich habe mal einen sterbenden Hund gesehen, der in seinen Todesqualen mich fast menschlich ansah."

VII 404: „Krankheit vergeistigt selbst die Tiere."

VII 27: „Mit der zunehmenden Gesundheit schwänden seine geistigen Fähigkeiten . . . bei solchen Naturen ist das Talent abhängig von gewissen krankhaften Zuständen, von einer gewissen Reizbarkeit, die ihre Empfindungs- und Ausdrucksweise steigert, und die mit der eintretenden Gesundheit wieder verschwindet."

Diese Verherrlichung der Krankheit beweist, dass die Romantiker eine zerrüttete Gesundheit, zum mindesten ein angegriffenes Nervensystem haben. Dass die Romantiker kranke Naturen sind, sagt Heine III 99: „Wir, die wir meist alle krank sind, stecken viel zu sehr in unseren kranken, zerrissenen, romantischen Gefühlen." Aehnliche Gedanken führt er VII 376 und IV 221 ff. aus. Vgl. noch I 371 und 373, wo er die Gesundheit der neuen Welt (Amerika) rühmt im Gegensatz zur Romantik, z. B. „Ist kein Kirchhof der Romantik, . . . keiner ist blasiert und keiner hat in dem Rückgratmark die Schwindsucht . . . Katakomben der Romantik" etc.

V 302: „Die grosse Aehnlichkeit zwischen beiden Dichtern (Hoffmann und Novalis) besteht wohl darin, dass ihre Poesie eigentlich eine Krankheit war. In dieser Hinsicht hat man geäussert, dass die Beurteilung ihrer Schriften nicht das Geschäft des Kritikers, sondern des Arztes sei. Der Rosenschein in den Dichtungen des Novalis ist nicht die Farbe der Gesundheit, sondern der Schwindsucht, und die Purpurglut in Hoffmanns „Phantasiestücken" ist nicht die Flamme des Genies, sondern des Fiebers. Aber haben wir ein Recht zu solchen Bemerkungen, wir, die wir nicht allzusehr mit Gesundheit

gesegnet sind? Und gar jetzt, wo die Litteratur wie ein grosses Lazaret aussieht? Oder ist die Poesie vielleicht eine Krankheit des Menschen, wie die Perle eigentlich nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austertier leidet?“

Romantische Liebe.

Wie die Romantiker krankhaft angelegte Naturen sind, so ist auch ihr Liebesgefühl in manchen Fällen nicht durchaus gesund. Ihrer Liebe fehlt die Kraft kerngesunder Erotik. Sie hat etwas Verweichlichtes, Weibliches an sich. Der Besitz der Geliebten wird nicht so sehr betont, als die Annäherung an sie, als Verehrung und Anbetung.

Extreme Sinnlichkeit und extreme Geistigkeit bekämpfen sich, daher auch ihr Schwanken zwischen Erotik und Askese.

Freiheitsdrang und Abhängigkeitsgefühl, männliche Initiative und weibliche Hingebung, alles geht bei ihnen durcheinander. Manche Männer in den romantischen Kreisen haben einen weiblichen Charakter, während manche Frauen wieder etwas männlich Aggressives haben. Der Sturm und Drang hat das Ideal der Männlichkeit, das Ideal der Romantik ist Verschmelzung des Mannes und Weibes in einem Individuum. Den letzteren Gedanken führt Fr. Schlegel in der Luzinde aus.

Der Umstand, dass manche romantischen Liebesbündnisse erst nach Auflösung oder trotz einer früheren Ehe geschlossen wurden, und ihr Hass gegen alles Konventionelle verbanden sich zur Bekämpfung der landläufigen Ehe. Vgl. Fr. Schlegel und Brentano. Sie befürworten und schildern gern die freie Liebe. Gefallene nehmen sie gegen Verdammungswut in Schutz. Vgl. Violette in „Godwi“. Die galante Frau oder die Hatäre mit zer-

rissenem Herzen und Nahrungssorgen ist ein beliebtes Motiv, und ernste ergreifende Worte wissen sie dann zu sprechen, besonders Brentano. Das bewirkt bei den Romantikern die Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit, denn oft genug trägt ihre Sinnlichkeit den Sieg über ihre Geistigkeit davon. Aus der extremen Sinnlichkeit erklären sich dann wiederum Aussprüche wie von Brentano im Ponze: „Hole der Teufel deine Schwester und bringe mir den Leib“ und Heines:

„Den Leib möcht' ich noch haben,
Den Leib so zart und jung;
Die Seele könnt ihr begraben,
Hab' selber Seele genung.“
(Vgl. das ganze Gedicht B. L. 72 XXXVII.)

Daher auch die gelegentlichen glutvollen oder lüsternen Schilderungen des Liebesgenusses — Behandlung der niederen oder sogar, und besonders bei Heine, der käuflichen Minne.

Aber dieser extremen Sinnlichkeit wirkt ihre Geistigkeit entgegen. Die Romantiker sind nicht unbefangen erotisch; sie haben ein Gefühl der Unsicherheit, der Aengstlichkeit, des Unrechts. Das Geistige liegt mit der Sinnlichkeit im Kampf und lässt oft wirkliches, männliches Handeln nicht aufkommen.

Für Heines krankhaftes Angstgefühl bei der Liebe spricht folgendes Ereignis seiner Jugendzeit; als er bei einer Schulfeier deklamierte, sah er plötzlich ein junges Mädchen, das er liebte, in den Reihen der Gäste. Er erbleichte, stockte und sank in Ohnmacht. Vgl. dazu Keiter 6/7 und Heines Anspielung auf diese Episode in V 394 und Anmerkung. Später wird sich solches Angstgefühl wohl verloren haben; scheinbar aber doch nicht ganz.

Die Romantiker schildern am liebsten die Sehnsucht nach der Geliebten, den Wunsch erhört zu werden, Abweisung und Entsagung.

Fr. Schlegel, Luz. 5: Liebe ist Sehnsucht.

Tieck, Ph. II 126: „Nicht auf Jahre hin erwerben,
Nein nur kurze kleine Zeit,
Dann in ihren Armen sterben,
Sterben ohne Wunsch und Neid.“

Wohl fast alle Liebesgedichte Heines, welche nicht der niederen oder käuflichen Minne huldigen, schildern den Wunsch erhört zu werden, die Sehnsucht nach der Geliebten, die Freude darüber, dass er lieben darf, bange Erwartung, aber nie Vollendung, nie Glück des Besitzes.

Nur noch einige Beispiele für Heines Angstgefühl.

B. L.: „An die Lippen wollt' ich pressen
Deine kleine weisse Hand,
Und mit Thränen sie benetzen
Deine kleine weisse Hand.“

Vgl. auch das Gedicht von dem Asra, welcher stirbt, wenn er liebt I 357 f.

B. L. 106: „Doch nur in einsamer Kammer
Sprach ich so kecker Art (das Liebesgeständnis)
Und ach, ich hab immer geschwiegen
In deiner Gegenwart.“

B. L. 107: „Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt es dem andern gestehn
— — —
. . . und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum.
Sie waren längst gestorben
Und merkten es selber kaum.“

Das Motiv nicht erklärter Liebe behandelt Heine gern und oft.

Dieses Angstgefühl der Romantiker, welches keine Annäherung an die Geliebte gestattet, erlaubt ihnen aber doch die Liebe aus der Ferne. Ebenso bleibt ihnen das Gedenken an die Geliebte, ihr Bildnis etc.

B. L. 165: „. . . du holdes Bild,
Das überall mich umschwebt,
Das überall mich ruft,
Ueberall, überall,
Im Sausen des Windes, im Brausen des Meeres
Und in Seufzern der eigenen Brust.“

In den Elixieren glaubt Medardus beim Pharaospiel in der Kartendame das Bild Aureliens zu sehen.

II 328: „Und in dem Bild der eckigen Coeurdame Sah ich Marias himmelschöne Züge.“

Die Geliebte existiert nur im Traume.

B. L. 57: Da existiert die Geliebte nur im Traume des Ritters, wenn der Traum vorbei ist, sitzt er wieder allein auf seiner Poetenstube.

B. L. 64: „Liebchen heut sollst du mir sagen
Bist du nicht ein Traumgebild,
Wie's in schwülen Sommertagen
Aus dem Hirn des Dichters quillt.“

Vgl. noch B. L. 111 XLI, 114 XLIX.

Heine stellt sich die Geliebte gern als unbeweglich vor, z. B. „Die Jungfrau steht still wie ein Bildnis, Der Ritter vor ihr kniet.“

III 34: Weiss verschleiert wie ein Bildnis, starr und regungslos, steht die Geliebte, „und ich küsste ihren Mund und, beim lebendigen Gott! ich fühlte den beseligenden Hauch ihrer Seele und das süsse Beben der lieblichen Lippen . . .“

Die Unbeweglichkeit wird noch verstärkt, wenn Heine sich die Geliebte als Statue denkt. So sind „marmorn“, „totenhaft“ Lieblingsausdrücke von ihm. IV 459: Sarah ist „ein weinendes Marmorbild“. III 159: „Sonnig marmorne Hand“. Vgl. noch III 256, 263, 264; IV 134, 306 und IV 337: „. . . Gesicht wie seine ganze Erscheinung hatte jene physische Frische, jene Fleischblüte, jene Rosenfarbe, die auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, auf der ich vielmehr das Totenhafte und

das Marmorne liebe.“ Bei der Statue braucht er die Wirklichkeit nicht zu fürchten, er kann sich ganz seiner wünschenden Phantasie hingeben. Hier befällt ihn kein Angstgefühl, wie gegenüber der leibhaftigen Geliebten, welcher er seine Liebe nie gestehen würde; die Statue kann ihn nicht abweisen. Heine geht noch weiter, er substituiert nicht nur die Statue für die Geliebte, sondern liebt die Statue selbst. Die Statuenliebe berührt uns ganz eigenartig, sehr oft peinlich. Sie ist fast geschlechtlich. Man lese nur die glühenden Schilderungen in den florentinischen Nächten u. a. a. O. nach.

Hier nur ein Beispiel.

Florentinische Nächte IV 323 ff.: Die Kranke, „welche ganz angekleidet in weissem Musselin auf einem grünseidenen Sopha hingestreckt lag und ruhig schlief“, gleicht einer Marmorstatue im grünen Grase des mütterlichen Schlossgartens. Dort waren alle Statuen beschädigt, „Nur eine Statue war . . . verschont geblieben“, sie liegt im Grase. „Da lag sie unverstümmelt, die marmorne Göttin . . . Ich erschrak fast, als ich sie sah; dieses Bild flösste mir eine sonderbare schwüle Scheu ein, und eine geheime Blödigkeit liess mich nicht lange bei seinem holden Anblick verweilen.“ Der Gedanke an die Statue lässt ihn nicht schlafen. Er kann dem wunderbaren Drange zur marmornen Göttin nicht widerstehen. Er geht leise zum Garten, „alles ruhte stumm und ernst im stillen Mondschein . . . Im grünen Grase lag die schöne Göttin ebenfalls regungslos, aber kein steinerner Tod, sondern nur ein stiller Schlaf schien ihre lieblichen Glieder gefesselt zu halten, und als ich ihr nahete, fürchtete ich schier, dass ich sie durch das geringste Geräusch aus ihrem Schlummer erwecken könnte . . . eine schauerliche Beängstigung stiess mich von ihr ab, eine knabenhafte Lüsternheit zog mich wieder zu ihr hin, mein Herz pochte, als wollte ich eine Mordthat begehen, und end-

lich küsste ich die schöne Göttin mit einer Inbrunst, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Verzweiflung, wie ich nie mehr geküsst habe in diesem Leben. Auch nie habe ich diese grauenhaft süsse Empfindung vergessen können, die meine Seele durchflutete, als die beseligende Kälte jener Marmorlippen meinen Mund berührte . . . ich habe das holde Bildnis nie wieder gesehen. Aber fast vier Jahre beschäftigte es mein Herz. Eine wunderbare Leidenschaft für marmorne Statuen hat sich seitdem in meiner Seele entwickelt . . .“

Von der Geliebten zum Bild! Vom Bild zur Statue! Noch ein Schritt, und die Vereinigung von vollkommenster Illusion mit unbedingter Ruhe und Widerstandslosigkeit ist erreicht. Heine macht auch diesen Schritt. Es ist das unheimliche Motiv vom toten Liebchen, wozu wir nun kommen. Vgl. darüber „Buch le Grand“ III 131 ff. und „Florentinische Nächte“ IV 323 ff. Auch in seinen anderen Werken findet man Beweisstellen dafür, z. B. II 401; III 242, 244, 252/3, 254, 261, 264/5, 286, 287, 288, 390, 396; IV 391, 392; V 395/6, 480 und viele andere mehr. Hier mögen nur noch einige Beispiele aus B. L. stehen.

B. L. 70 XXXI: „Und doch möcht' ich im Grabe liegen
Und mich an ein totes Liebchen schmiegen.“

Ibid. XXXII: „Mein süsses Lieb, wenn du im Grab,
Im dunkeln Grab wirst liegen,
Dann steig' ich langsam zu dir hinab,
Und will mich an dich schmiegen.
Ich küss', ich umschlinge, ich presse dich wild,
Du Stille, du Kalte, du Bleiche!
Ich jauchze, ich zittre, ich weine mild,
Ich werde selber zur Leiche.
Die Toten stehn auf, die Mitternacht ruft,
— — —
Wir beide bleiben in der Gruft,
Ich lieg' in deinem Arme.
Die Toten stehn auf, der Tag des Gerichts

Ruft sie zu Qual und Vergnügen;
Wir beide bekümmern uns um nichts,
Wir bleiben umschlungen liegen."

B. L. 42 XIII: „Am liebsten möcht' er liegen
Mit Liebchen im Totenschrein,
An's kalte Lieb sich schmiegen."

B. L. 75 XLII: „Ich will dich selber, du Holde!
Das kann nicht sein, sprach sie zu mir,
Ich liege ja im Grabe,
Und nur des Nachts komm' ich zu dir,
Weil ich so lieb dich habe."

Der Urgrund solcher Arten von Liebe liegt, wie gesagt, in der Geistigkeit und im Unsicherheitsgefühl. Sie getrauen sich nicht. Deshalb schildert Heine auch so gern verschmähte Liebe oder Untreue. Er nennt sich selbst einmal den Dichter der unglücklichen Liebe, vgl. III 313. In seinen Liebesgedichten ist keine Aggressivität. Der Liebhaber darin ist zu passiv. Das Liebchen muss zu ihm kommen, am liebsten im Traume, wo jegliche reale Handlung ausgeschlossen ist, also kein Unsicherheitsgefühl besteht und Passivität mit unbegrenzter Phantasie vereinigt ist. So denkt Heine sich wieder einmal im Grabe liegend, aber allein. Vgl. B. L. 86. Das Liebchen weckt ihn. Er ist blind. Sie küsst ihm die Augen hell. Sein Herz blutet. Zwölf Myrtenblätter heilen die Wunde, sein Kopf blutet. „Hab ja hinein geschossen, Als du mir wardst geraubt." Liebchens Hand heilt die Wunde. Als er aufstehen will, erwacht er. Passiver kann man sich die Liebe nicht denken, er lässt alles mit sich geschehen und thut selbst rein gar nichts.

Ebenso wie die Geliebte in liebevoller Weise der aggressive Teil ist, kann sie ihn auch schlecht behandeln. Auch für diesen Fall lässt uns Heine nicht in Stich. III 142: „Madame, wenn man von mir geliebt sein will, muss man mich en canaille behandeln."

I 239: „Ueberall wo du auch wandelst,
Schaust du mich zu allen Stunden,

Und je mehr du mich misshandelst,
Teuer bleib ich dir verbunden.
Denn mich fesselt holde Bosheit,
Wie mich Güte stets vertrieben;
Willst du sicher meiner los sein
Musst du dich in mich verlieben.“

Diese Behandlung „en canaille“ wird gelegentlich zur körperlichen Misshandlung.

B. L. 202 XIII: Er wird an den Füssen aufgehängt und gemartert.

„Da gab ein Mägdlein, das vorbeigegangen,
Mir schnell den Gnadenstoss, mit goldnem Hammer.
Neugierig sieht sie zu, wie mir im Krampfe
Die Glieder zucken, wie im Todeskampfe
Die Zung' aus blut'gem Munde hängt und lechzet.
Neugierig horcht sie wie mein Herz noch ächzet.
Musik ist ihr mein letztes Todesröcheln,
Und spottend steht sie da mit kaltem Lächeln.“

Die Misshandlung von seiten eines Geliebten kann sogar eine gewisse Schmerzenswollust erzeugen. Ein krasses Beispiel dafür ist die Geisselung der Orbella. Die rechte Orbella wird von ihrem Gatten und der falschen Orbelle nackt ausgezogen und fortgepeitscht; das wird recht realistisch blutrünstig geschildert. Orbella bricht zusammen, hat aber trotzdem keine Vorwürfe gegen ihren Gatten. Sie betet:

„Wie musst du nun mit Liebesschlägen
In deinem Fleisch, Frontalbo, wüten
— — —
Kennst du mich nun an meinem Blute,
Das sich so oft zu dir gedränget?
Das Schloss hast du nun aufgesprenget
— — —
Thut mich die Liebe so verwunden . . .“

Vgl. das Genauere Trst. 111—116.

Aehnliches finden wir bei Heine I 8 ff.:

„Dort vor dem Thore lag eine Sphinx,
Ein Zwitter von Schrecken und Lüsten
— — —

Ich konnt nicht widerstehen —
Und als ich küsste das holde Gesicht,
Da wars um mich geschehen.
Lebendig ward das Marmorbild,
Der Stein begann zu ächzen —
Sie trank meiner Küsse lodernde Glut
Mit Dürsten und mit Lechzen.
Sie trank mir fast den Odem aus —
Und endlich wollustheischend
Umschlang sie mich, meinen armen Leib
Mit den Löwentatzen zerfleischend.
Entzückende Marter und wonniges Weh!
Der Schmerz wie die Lust unermesslich!“

Vgl. noch III 248: „Vergnügen ist nichts als ein höchst angenehmer Schmerz.“ VII 165: Wollust des Verblutens. VI 83 f.: Darin „tobsüchtig die Wollust suchen in dem Schmerze selbst“.

II 102: „Lass bluten deine Wunden, lass
Die Thränen fliessen unaufhaltsam —
Geheime Wollust schwelgt im Schmerz,
Und weinen ist ein süsser Balsam.
Verwundet dich nicht fremde Hand,
So musst du selber dich verletzen.“

In vielen von Brentanos Gedichten finden wir diese körperliche Schmerzenswollust wieder. Es ist dabei auch noch an Einfluss des Katholizismus zu denken mit seinem Passionskultus. Man weiss bei Brentano oft nicht, ob die Liebe oder die Geliebte ihn zur Sündenläuterung geisselt. Derartige Schmerzensfreudigkeit findet man bei den Romantikern — Brentano, Werner, Hoffmann, Fr. Schlegel — bei Ausmalung der Leiden Christi, der Mutter Gottes, der Märtyrer und Heiligen und der Selbstpeinigung reuiger Sünder. Heine hat diese Richtung der Romantiker erkannt. Ueber die Schmerzensfreudigkeit des Christentums sagt er V 218: „Nach dem Gastmahl eines Trimalkion bedurfte man einer Hungerkur gleich dem Christentum. Oder etwa, wie greise Lüstlinge durch

Rutenstreiche das erschlaffte Fleisch zu neuer Genussfähigkeit aufreizen: wollte das alternde Rom sich mönchisch geisseln lassen, um raffinierte Genüsse in der Qual selbst und die Wollust im Schmerze zu finden." Von der Romantik sagt Heine V 217: „Was war aber die romantische Schule in Deutschland? Sie war nichts anderes als die Wiedererweckung der Poesie des Mittelalters ... diese Poesie aber war aus dem Christentume hervorgegangen, sie war eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen ... die melancholische Blume ... Es ist jene sonderbare missfarbige Blume, in deren Kelch man die Marterwerkzeuge, die bei der Kreuzigung Christi gebraucht worden, nämlich Hammer, Zange, Nägel u. s. w. abkonterfeit sieht, eine Blume, die durchaus nicht hässlich, sondern nur gespenstisch ist, ja, deren Anblick sogar ein grauenhaftes Vergnügen in unserer Seele erregt, gleich den krampfhaft süssen Empfindungen, die aus dem Schmerze selbst hervorgehen. In solcher Hinsicht wäre diese Blume das geeignetste Symbol für das Christentum selbst, dessen schauerlichster Reiz eben in der Wollust des Schmerzes besteht." Vgl. noch IV 169f., 132, 432; VI 54; VII 410, 412.

Religion und Liebe.

Der Kampf zwischen Sinnlichkeit und Geistigkeit führt noch zu anderen Konsequenzen. Es vermischen sich religiöse Ideen mit sinnlichen Vorstellungen.

Die Romantiker wollen die geschlechtliche Liebe veredeln, ihr eine höhere Weihe geben, anstatt ihr den gebührenden Platz zu lassen, auf welchem sie alle derartigen Bemühungen gar nicht notwendig hat. Aber eben, die romantische extreme Geistigkeit duldet den unbefangenen

erotischen Trieb nicht. Es wird ein religiöses Moment hineingebracht.

Haym auf Seite 461 sagt von Novalis: „Womit sich dann der innige Zusammenhang sehr wohl reimt, in den er wiederholt die Liebe und die Religion setzt. Wenn man die Geliebte zur Gottheit erhöht, so ist dies „angewandte Religion“; Religion und Liebe gelten ihm vorzugsweise als Herolde eines besseren Daseins, und thatsächlich hatte sich bei ihm aus dem Verlust der Geliebten der Zug zu religiöser Schwärmerei entwickelt.“

Hören wir aber auch Novalis selbst.

Novalis II 286: „Es giebt manche Blumen auf dieser Welt, die überirdischen Ursprungs sind, die in diesem Klima nicht gedeihen und gleichsam Boten eines besseren Daseins sind. Das höchste Glück ist, seine Geliebte tugendhaft zu wissen, die höchste Sorge ist die Sorge für ihren Edelsinn . . . Alle Neigungen vereinigen sich in eine, deren wunderbares Objekt ein höheres Wesen, eine Gottheit ist, daher ächte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfasst . . . Machen wir die Geliebte zu einem solchen Gott, so ist dies angewandte Religion.“

Novalis I 203: „O Geliebte, der Himmel hat dich mir zur Verehrung gegeben. Ich bete dich an, du bist die Heilige, die meine Wünsche zu Gott bringt, durch die er sich mir offenbart, durch die er mir die Fülle seiner Liebe kund thut. Was ist die Religion anders als ein unendliches Einverständnis, eine ewige Vereinigung liebender Herzen . . . Du bist die göttliche Herrlichkeit, das ewige Leben in der lieblichsten Hülle.“

Fr. Schlegel, Luz. 5: „Wir umarmten uns mit ebensoviel Ausgelassenheit als Religion.“

Brentano, Godwi II 363: „Sie bete oft, weil sie ein Weib sei, und wer nicht sinnlich sei, habe keine Religion.“ Godwi II 361: „Religion ist nichts als unbestimmte Sinn-

lichkeit . . ." Godwi I 99: Vgl. Molly in der Moschee, wo Römer sie als Göttin anschwärmt.

Nun Einzelheiten!

Die Geliebte ist der Tempel der Liebe.

Brentano, Godwi I 29: „Mitleidig bedauerte ich jede Falte ihres Gewandes, die an den Säulen des Tempels der Religion anstreifte, um einer Schwester Platz zu machen, die nun innig die Säulen des Tempels der Liebe umschloss." Godwi II 377: „Wie sie sich leise in die Höhe richtete, als erstehe ein tugendhaftes Weib zur Seligkeit, wie sie mit Grazie und schüchterner Lust auf mich niedersah, dass ihr zarter Fuss mich nicht berührte. — Wie die Wurzel unter der Rose lag ich und drängte ihr Liebe entgegen, — wie sie über mich hintrat, stand mein Puls still . . . Ich ruhte wie die Asche eines Geweihten unter den Säulen des Tempels der Liebe."

Der Geschlechtsakt ist Opferung.

Brentano, Godwi II 120: „Das Weib wollte ich heraufziehen mit liebender Wut und opfern wollte ich sie, emporgehoben, wie der Priester opfert; die ganze Natur würde niederknien und ans Herz schlagen, wie das Volk, und hätte sie gesprochen, wie der Göttliche sprach, — nimm hin, das ist mein Leib — o wie sollte sie unter meinen glühenden Küssen in mich selbst zerrinnen und ich in sie."

Heine IV 33. Da sagt er von der Judith: „Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein, und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hostie."

Wenn die Geliebte untreu wird, trauert der Himmel.

Heine, B. L. 65: „Da tanzt den Hochzeitsreigen
Die Allerliebste mein.
Das ist ein Klingen und Dröhnen
Von Pauken und Schallmei'n,
Dazwischen schluchzen und stöhnen
Die guten Engelein."

Geliebte ist ein Himmelsbild.

Tieck, Ph. V 27: „Du schöne Braut, die mir den langen Weg Vorschwebte wie ein glänzend Himmelsbildnis.“

Sie wird angebetet.

Fr. Schlegel, W. VIII 226: „Nur die ist Königin, die seine Liebe Anbetend sich zur Herrin auserwählt.“

Sie gleicht einer Heiligen oder ist heilig.

Hoffmann, Elixiere: Aurelie, die Geliebte des Medardus, sieht ganz so aus wie die heilige Rosalie, deren Bildnis in der Klosterkirche steht. Darauf gründen sich dann Medardus' Seelenkämpfe und Konflikte, so denkt er z. B., wenn er zur heiligen Rosalie betet, an seine Geliebte.

Fr. Schlegel, W. VIII 276: Alarkos an der Leiche seiner von ihm ermordeten Gemahlin.

„O zürne nicht Gemahlin, heil'ge Leiche . . .
— — —
Den Saum des weissen Kleides fassend bitt ich dich
Es sei auch dieser letzte Fehltritt mir verziehn.
— — —
Fahr wohl, du Reine, deren Lieb' ich nie verdient,
Fahr wohl, du Schöne, himmlisch heilig Angesicht.“

Heine II 278: „Verehren will ich dich wie'n Heiligtum,
In dessen Näh' sogar des Blutes Rächer
Die scharfe Spitze abbricht von der Lanze;
In dessen Näh' die Taube und Gazelle
Gesichert sind vor schlimmen Jägerspfeilen;
In dessen Näh selbst gier'ge Räuberhände
Sich demutsvoll nur zum Gebet bewegen.
Zuleima, du bist meine heil'ge Kaaba,
Dich glaubte ich zu küssen als zu Mekka
Mein glühnder Mund berührt den heil'gen Stein.“

Vergleich und Vertauschung der Geliebten mit der Madonna.

Haym 470 sagt von Novalis: „Bewusst und unbewusst fliesst ihm die Geliebte zusammen mit der Mutter Gottes.“

Fr. Schlegel, Luz. 74: „Weisst du noch, wie ich dir schrieb, keine Erinnerung könne dich mir entweihen, du seist ewig rein wie die heilige Jungfrau von unbefleckter Empfängnis, und nichts fehle dir zur Madonna wie das Kind?“ Luz. 82: „Die beste Kraft des Lebens war dahin, und noch stand die Kunst und die Tugend ewig unerreichbar vor mir. Ich wäre verzweifelt, hätte ich nicht beide in dir gesehen und vergöttert, holdselige Madonna (Luzinde)! und dich und deine milde Göttlichkeit in mir.“

W. VIII 213: Ein gutes Beispiel von Vermischung himmlischer und irdischer Liebe.

„An die Jungfrau.
Die hohen Augen werden mich verzehren.
Maria, grosse Mutter, ach verschone!
Verbirg das lichte Haupt, die Strahlenkrone;
Wie soll ich sonst dem irren Wahnsinn wehren?
— — —
Was ich beginne muss die Glut vermehren.
So blicke nieder und dann lass mich sterben!
— — —
Aus Liebe einzig floss, was ich verschuldet,
In Liebe will das Herz, Madonna brechen,
Des irre Liebe gnädig du geduldet.“

Heine II 326/7: „Die Hochgebenedeite selber war
Gewiss nicht schöner als die Namensschwester,
Und von der Liebe Sehnsuchtweh ergriffen,
Streckt' ich die Arme aus sie zu empfangen.
— — —
Verfluchte Schlang! Mit seltsam scheuen Blicken
— — —
Und höhnisch knixend sprach sie frostig: Nein!
Und klirrend schlugen zu des Himmels Pforten.“

B. L. 115: „Andre beten zur Madonna,
Andre auch zu Paul und Peter.
Ich jedoch, ich will nur beten
Nur zu dir.“

II 263: „Anbetend sink ich hin, zu deinen (Zuleimas) Füssen,
Um dich als heil'ge Jungfrau zu begrüssen.
Du bist des Himmels Strahlenkuniginne,
Der man nicht nahen darf mit ird'scher Minne.“

IV 328: „Nur einmal war ich in ein Gemälde verliebt. Es war eine wunderschöne Madonna, die ich in einer Kirche zu Köln am Rhein kennen lernte.“

Hierzu gehört das Gedicht B. L. 62:

„Im Rhein, im schönen Strome,
Da spiegelt sich in den Well'n
Mit seinem grossen Dome
Das grosse, heilige Köln.
Im Dom da steht ein Bildnis
Auf goldnem Leder gemalt;
In meines Lebens Wildnis
Hats freundlich hineingestrahlt.
Es schweben Blumen und Englein
Um unsre liebe Frau,
Die Augen, die Lippen, die Wänglein,
Die gleichen der Liebsten genau.“

Heines Gedicht, die Weihe, vgl. II 111 ff. und B. L. 215 IV ff., wird nach seinem Gedankengang wohl am besten mit folgender Stelle aus Brentanos Ponce zusammengehalten.

Brentano, W. VII 141: „Du baust einen Tempel auf, . . . und betest, denn auf dem Altare steht ihr Bild, und bist du dann recht fromm, so recht ergeben, so steigt sie vom Altare zu dir nieder, und hat dir alles hingegeben — in ihren Armen liegst du, der Tempel . . . erscheint dir wie die Welt.“

Bei Heine liegt der Jüngling im Gebet und bittet die Madonna um ein Zeichen der Erhörung; da geschieht ein Wunder: die Kapelle verwandelt sich in einen Festsaal und die Madonna in seine Geliebte. Sie schneidet sich eine Locke vom Haupte und giebt sie dem Jüngling als ein Zeichen ihrer Huld und Liebe.

„Einsam in der Waldkapelle,
Vor dem Bild der Himmelsjungfrau,
Lag ein frommer, bleicher Knabe,
Demutsvoll dahingesunken.
O Madonna! lass mich ewig

Hier auf dieser Schwelle knien,
— — —
O Madonna! sonnig wallen
Deines Hauptes Strahlenlocken,
Süsses Lächeln mild umspielet
Deines Mundes heil'ge Rosen.
O Madonna! deine Augen
Leuchten mir wie Sternenlichter
— — —
O Madonna! sonder Wanken
Trug ich deine Schmerzenprüfung,
Frommer Minne blind vertrauend,
Glühend nur in deinen Gluten.
O Madonna! Hör mich heute!
Reich an wundersamer Gnade,
Spende mir ein Huldeszeichen,
Nur ein leises Huldeszeichen.
Da thät sich ein schauerlich Wunder bekunden,
Wald und Kapell sind auf einmal verschwunden,
— — —
Und staunend stand er im schmucken Saale,
Da sass Madonna, doch ohne Strahlen;
Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid,
— — —
Und sieh! vom holden Lockenhaupte
Sie selber sich eine Locke raubte,
Und sagte zum Knaben mit himmlischem Ton:
„Nimm hin, mein Knäblein, den Erdenlohn!“ “

Schicksalstragödie.

Einleitung: Vorliebe für den pathologischen Teil der Menschheit.

Die Romantik verherrlicht Krankheit, Schmerz und Tod. Schmerzensfreudigkeit und teilweise auch Schmerzenswollust zeigt sich in ihrem Liebesgefühl. Mit diesen krankhaften Neigungen geht Hand in Hand eine poetische Vorliebe für den pathologischen Teil der Menschheit. Das beste Beispiel dafür ist Brentanos Beschäftigung mit der stigmatisierten Nonne Katharina Emmerich. Lange Zeit weilt er an ihrem Krankenbette und notiert ihre Betrachtungen und Visionen. Er hat auch ein dickleibiges Werk über ihre Lebens- oder besser Krankengeschichte herausgegeben.

Viele der Personen in romantischen Dichtungen handeln unter Zwangsvorstellungen oder unter der Einwirkung von ausser ihnen liegenden höheren Mächten.

Ofterdingen — blaue Blume.

Anselmus — Serpentine.

Tannhäuser — Venus.

Eckbert — Konfessionstrieb.

Annerl — Richtschwert und Erinnerung an eine Hinrichtung.

Kasper — monomanischer Ehrbegriff.

Drei Nüsse — Geschwisterliebe, Inzest.

Medardus — Elixiere vom Teufel gebraut, Doppelgänger.

Kreisler — Doppelgänger, Furcht vor Wahnsinn.

Prinz von Homburg — Mondsucht.

Der Ritter im „Marmorbild“ — Spuk der griechischen Götterwelt in den Ruinen im heutigen Rom.

Wirken keine Zwangsvorstellungen oder höhere Mächte mit, so wird das ausgeglichen durch die Abnormität und Unwahrscheinlichkeit der Ereignisse und Situationen, vgl. Alarkos, Zauberring. Jedenfalls sind sehr viele Personen in romantischen Dichtungen nichts als Spielpuppen. Vgl. bei Heine: Ratcliff, Almansor, Laskaro, bei denen nur Manie, höhere Mächte oder abnorme Verhältnisse oder alles zusammen ihre Daseinsberechtigung erklären. Im „Cortez“ ist Gold, in den Traumbildern Höllenspuk und Liebeswahnsinn, in „Bimini“ das Phantom der ewigen Jugend das treibende Moment.

Schicksalstragödie.

Dies alles beruht darauf, dass die Romantiker selbst ein Gefühl der Abhängigkeit von Stimmungen und Situationen, von innerhalb und ausserhalb ihrer liegenden Mächten in sich tragen. Derartige Gedanken sprechen sie auch aus.

Novalis II 36: „Es giebt so bange Zeit,
Es giebt so trüben Mut,
Wo alles sich von weitem
Gespenstisch zeigen thut.
Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerschwer.“

Heine, B. L. 56:
„Und heimlich schaudernd sehn ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschliessen.“

II 325: „Dunkle Mächte giebts, die meinen Willen lenken, die mich treiben
Zu jeder That, die meinen Arm regieren
Und die schon in der Kindheit mich umschauert."

261: „Qual des Ruhelosen,
Den unsichtbare Flammengeisseln treiben."

328: „Die Stimm' in meiner Brust sprach diesen Schwur,
Und blindlings dien' ich jener dunklen Macht,
Die mit mir kämpft."

328: „Nur jene Stimme hier,
Die fremde Stimm', die sich hier eingenistet,
Sagt ja; nur jene Bilder nicken Beifall,
Die ich im Traume sah."

B. L. 197: „Und im Busen heimlich flüstert
Eine eigne fremde Stimme,
Fremde Schmerzen, fremde Leiden
Steigen auf mit wilder Wut,
Und in meinen Eingeweiden
Zehret eine fremde Glut."

In „Almansor" kann dieser nicht glauben, dass Zuleima frei handelt.

II 268: „Das dort ist nur Zuleimas kalter Schatten,
Nur eine Drahtfigur, der man ein Glasaug'
Im Wachsgesichte künstlich eingefügt,
Und die durch aufgedrehter Federn Kraft
Den leeren Busen wechselnd hebt und senkt."

Im Blaubart wird Simon durch sein Ahnungsvermögen getrieben, zur Burg des Blaubarts zu reiten, und nur dadurch wird seine Schwester vor dem Tode gerettet. Durch das Betonen der Abhängigkeit hat die Romantik zur Entwicklung der Schicksalstragödie beigetragen. Ratcliff z. B. ist direkt eine Schicksalstragödie zu nennen. In den Elixieren und im goldenen Topfe müssen der Wein des Teufels und der Archivarius die Rolle des Schicksals übernehmen. Von Tiecks Karl von Berneck sagt Haym 37: „Der melancholische Seelenzustand des jungen Autors wirft sich hier in die Idee des Fatums . . . Er fasst dieses Fatum in der äusserlich rohesten

Weise so . . . wie es nachmals von den Müllner, Houwald, Grillparzer auf die Bühne gezogen wurde.“ An andern Orten bespricht Haym den Einfluss der Romantik auf das Schicksalsdrama, den Weg von Schiller über Tieck, Kleist, Werner zu Müllner und Grillparzer.

Wie die ältere Romantik Einfluss auf die Entwicklung der Schicksalstragödie hat, so wirkt diese hinwieder auf den jüngsten Romantiker Heine. Vgl. II 244, wo Elster für den Ratcliff Einfluss der Schicksalstragödie annimmt. Keiter betont auch diesen Einfluss auf Heine, vgl. das Nähere Keiter 32. Er nennt Grillparzers „Ahnfrau“. Gekannt hat Heine diese Tragödie zweifellos. Sein Interesse daran kann auch nicht gering gewesen sein. Im Atta Troll finden wir eine Reihe von Strophen, welche eine Parodie der Anklagerede des Jaromir aus der Ahnfrau sind, vgl. II 273 Strophe 1 bis 5 und Anmerkung. VI 454: „Jedesmal, wenn in der Académie de musique oder bei den Buffos eine Oper durchfällt oder sonst ein ausgezeichnetes Fiasko gemacht wird, bemerkt man dort eine unheimliche hagere Figur mit blassem Gesicht und kohlschwarzen Haaren, eine Art männlicher Ahnfrau, deren Erscheinung immer ein musikalisches Unglück bedeutet.“

Gelegentlich spricht Heine wohl über die Schicksalstragödie und ihre Dichter, z. B. II 60; V 335; VII 167.

Heines Stellung zu den politischen und religiösen Tendenzen der Romantiker: Burschenschaft und Katholizismus.

Heine und die Burschenschaft.

Die Burschenschaft war es, welche die politischen Tendenzen der Romantiker pflegte und ihn ihrem Kreise vor der Reaktion bewahrte. In seinen ersten Semestern nahm Heine auch teil an den burschenschaftlichen Bestrebungen. Ueber Bonn vgl. Elster I Einl. 14/15. „Ward Heine so durch die Vorlesungen ganz erfüllt mit der herrschenden romantisch-altdeutschen Begeisterung, so bot das studentische Leben ihm Eindrücke, die diese Richtung beförderten. . . . Heine war damals ein entschiedener Anhänger dieser sittlich-national-freiheitlichen Bestrebungen. Es war der Geist der Burschenschaft, der das akademische Leben durchdrang und beseelte.“ Heine hat auch in Bonn eine Chikanierung der Burschenschaft durch die Polizei mitgemacht. Aus der Bonner Zeit datiert ein Gedicht Heines, welches ganz im Ideenkreise der Burschenschaft sich bewegt. Es findet sich II 159 ff. und B. L. 277 V ff.:

„Sohn der Thorheit! träume immer,
Wenn dirs Herz im Busen schwillt;
Doch im Leben suche nimmer
Deines Traumes Ebenbild.“

Heine steht auf dem höchsten Berge am Rhein und kann sich nicht so freuen wie früher.

„Schau ich jetzt von meinem Berge
In das deutsche Land hinab,
Seh ich nur ein Völklein Zwerge,
Kriechend auf der Riesen Grab.
— — —
Und die alten Röcke mahnen
Schmerzlich an die alte Zeit,
Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand,
Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt,
— — —
Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eisenkleide,
Und ein Herz im Manne war u. s. f.“

Vgl. dazu II 510/11; I Einl. 29 und Keiter 13.

B. L. 234 III schildert wohl einen Burschenschaftlerkommers auf dem Drachenfels.

„Die Nacht auf dem Drachenfels.
Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoss flammte auf am Fuss der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederkauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.
Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen.“ u. s. w.

Auch in Göttingen war Heine Burschenschaftler, bis er dimittiert wurde. In späteren Jahren ist seine Stellung eine äusserst feindliche.

Schon 1822 in Berlin spricht er sich ablehnend gegen akademische Verbindungen aus, vgl. VII 592. Im selben Jahre verspottet er die herrschende Deutschtümelei, vgl. VII 182.

1830 im Schlusswort zu den englischen Fragmenten heisst es III 502: „Seit mehreren Jahren warte ich ver-

gebens auf das Wort jener kühnen Gegner, die einst in den Versammlungen der deutschen Burschenschaft so oft ums Wort baten und mich so oft durch ihre rhetorischen Talente überwunden und eine so vielversprechende Sprache gesprochen; sie waren sonst so vorlaut und sind jetzt so nachstill."

1832 V 172ff.: „Es scheint keine ganz rote, sondern eine rot-schwarz-goldene Fahne gewesen zu sein, die Lafayette bei Lamarques Totenfeier mit Immortellen bekränzt hat. Die fabelhafte Fahne . . . hatten viele für eine republikanische gehalten. Ach ich kannte sie sehr gut, ich dachte gleich: du lieber Himmel, das sind ja unsere alten Burschenschaftsfarben, heute geschieht ein Unglück oder eine Dummheit."

1835, vgl. VII 299: „Pour les teutomanes . . . je les ai poursuivis avec acharnement dans tous mes livres. C'est une animosité qui date encore de la Burschenschaft, dont je faisais partie."

1840: Heines Urteil über das Wartburgfest, vgl. VII 94ff. Nur einige bezeichnende Sätze: „Auf der Wartburg krächzte die Vergangenheit ihren obskuren Rabengesang, und bei Fackellicht wurden Dummheiten gesagt und gethan, die des blödsinnigsten Mittelalters würdig waren . . . Eben derjenige, welcher das Bücherverbrennen auf der Wartburg in Vorschlag brachte, war auch zugleich das unwissendste Geschöpf, das je auf Erden turnte und altdeutsche Lesarten herausgegeben."

1851, vgl. I 373:

„Fürcht dich nicht vor mir, mein Affe!
Bin dir hold, denn auf dem haarlos
Ledern abgeschabten Hintern
Trägst du Farben, die ich liebe.
Teure Farben! Schwarz-rot-goldgelb!
Diese Affensteisskouleuren."

II 187f.: „Doch als die schwarz-rot-goldne Fahn',
Der altgermanische Plunder,

Aufs neu' erschien, da schwand mein Wahn
Und die süssen Märchenwunder,
Ich kannte die Farben in diesem Panier
Und ihre Vorbedeutung:
Von deutscher Freiheit brachten sie mir
Die schlimmste Hiobszeitung.
Schon sah ich den Arndt, den Vater Jahn —
Die Helden aus andern Zeiten
Aus ihren Gräbern wieder nah'n
Und für den Kaiser streiten.
Die Burschenschaftler allesamt
Aus meinen Jünglingsjahren,
Die für den Kaiser sich entflammt,
Wenn sie betrunken waren."

1854, vgl. VI 62: „Reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsere gemütlichen Sklaven in schwarz-rot-goldner Livree mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor."

Auch sonst lässt Heine seit seiner Berliner Zeit seiner Abneigung freien Lauf, wenn er spricht von: Burschenschaft, Schwarzrotgold, Altdeutschen, Altdeutscher Kleidung und Altdeutschen Liedern, Deutschtümelei, Turnkunst und Turnplatz.

Als Ergänzung zu diesem Abschnitte „Burschenschaft" vergleiche man noch folgende Stellen: I 57, 281, 514; II 130, 176, 196, 206, 429, 466; III 61, 68, 106, 220 bis 222, 252, 568; IV 18/9, 80, 295, 311, 316, 318, 420/1, 491, 499; V 14, 64 (die so oft zitierten „schmutzigen Teutonenstiefel"), 167, 217; VI 136, 236, 241, 244, 359, 385, 390, 403/4, 462, 573; VII 27 ff., 63, 69, 109, 113, 186, 191, 194, 216/7, 388, 587/8, 628.

Heine und der Katholizismus.

Einleitung: Reaktion und Katholizismus.

Die Gegensätze: Abhängigkeitsgefühl und extremer Subjektivismus mit seinem Freiheitsdrang mussten auf politischem Gebiete die Gegensätze: Reaktion und Revolution hervorrufen. So wurden Heine die Burschenschaften schon sehr bald zu zahm, vgl. oben. Er ging ganz nach links und wurde ein Hauptvertreter des jungen Deutschland. Als solcher war er natürlich nicht allein Feind der Burschenschaften, sondern auch der reaktionär gewordenen Romantik. Ja schon 1822 stellt er Romantik und Liberalismus als Gegensätze auf, vgl. VII 570.

Auf religiösem Gebiete mussten die erwähnten Gegensätze zur Religion, und bei der Veranlagung vieler Romantiker zum Katholizismus führen oder zum Unglauben.

Heines Stellung zum Katholizismus.

Die starke Einwirkung des Katholizismus auf viele Romantiker ist bekannt. Uns interessiert hier nur Heine. Dieser macht einen ähnlichen Weg wie bei seinem Verhalten zur Burschenschaft, von der Zuneigung zur Feindschaft, jedoch ist letztere nie so schroff wie gegen die Burschenschaft.

Heine musste für katholische Neigungen durch seine Jugendzeit schon empfänglich werden. Seine Heimatstadt Düsseldorf war durchaus katholisch, er ging in ein katholisches Gymnasium, das von toleranten Priestern geleitet wurde, seine Mitschüler waren sicher zum grössten Teile katholisch; dadurch mussten gewiss schon viele katholischen Vorstellungen in seinen Ideenkreis, wenn nicht in sein Gemüt übergehen, besonders da sein Judentum nicht zu sehr betont und verspottet worden zu sein scheint.

An Heines Vaterhause stand bei Prozessionen immer ein Altar, den sein Vater als rechnender Kaufmann stets besonders reich ausschmückte. Die katholische Amme wird ihr Teil zur Erweckung katholischer Neigungen beim jungen Heine beigetragen haben. Vgl. dazu II 293: „Du Engel oben, du, von dem die Amme Mir einst erzählte, dass du jede Thräne, Die meinem Aug' entflösse, sorgsam zähltest.“ Die Prozessionen, der Kultus, all der Glanz und Weihrauch mussten auf ein poetisches Knabengemüt grossen Einfluss haben. Später wird Heines Freundschaft mit dem gläubigen Katholiken Joh. Bapt. Rousseau zur Unterstützung der katholischen Neigungen beigetragen haben.

Ueber die erwähnten Knabeneindrücke spricht Heine des öfteren. Im Jahre 1842 sieht er eine Prozession und denkt dabei an seine Kindheit zurück. VI 305: „Ich war dergleichen oft in meiner Kindheit am Rhein begegnet, und ich kann nicht leugnen, dass jene Töne eine gewisse Wehmut, eine Art Heimweh in mir erweckten.“

In den Geständnissen erzählt er von seiner Schulzeit, vom Rektor Schallmeyer und von seiner Bestimmung zum katholischen Priester.

Vgl. VI 68: „Wir sprachen viel von unserem alten, lieben Schallmeyer, dem in der französischen Periode die Leitung des Düsseldorfer Lyceums als Rektor anvertraut war . . . der alte Herr besprach sich . . . sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn . . . dass er ihr den Rat erteilte, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren; durch die einflussreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten höchsten Ranges zu Rom besass, versicherte er, imstande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir dieses meine Mutter erzählte, bedauerte sie sehr, dass sie dem

Rate des geistreichen alten Herrn nicht Folge geleistet, der mein Naturell frühzeitig durchschaut hatte und wohl am richtigsten begriff, welches geistige und physische Klima demselben am angemessensten und heilsamsten gewesen sein möchte.“ Heine beschreibt dann seine eventuelle geistliche Karriere, die ihn vielleicht bis zur Papstwürde gebracht hätte, vgl. VI 66—71.

In den Elementargeistern sagt Heine IV 421: „Es gab eine Zeit, wo ich jedem Kapuziner, dem ich auf der Strasse begegnete, gläubig die Hand küsste. Ich war ein Kind, und mein Vater liess mich ruhig gewähren.“

Noch ein Zeugnis für seine jugendlichen katholischen Neigungen. IV 328: Er hat sich in eine Madonna verliebt, vgl. oben. „Ich wurde damals ein sehr eifriger Kirchengänger und mein Gemüt versenkte sich in die Mystik des Katholizismus. Ich hätte damals gern wie ein spanischer Ritter alle Tage auf Tod und Leben gekämpft für die immakulierte Empfängnis Mariä, der Königin der Engel, der schönsten Donna des Himmels und der Erde. Für die ganze heilige Familie interessierte ich mich damals . . .“

Ueber die katholischen Neigungen während der Periode seines rein romantischen Dichtens schreibt er in der „romantischen Schule“ V 344: „Was mir so herrlich dünkte, jenes chevalereske und katholische Wesen . . . jene Mönche und Nonnen . . . jene blassen Entsagungsgefühle mit Glockengeläute . . .“

Die katholische Periode dauerte bis zur Universitätszeit; ja bis 1822 und noch länger steht Heine noch ziemlich unter diesem Einflusse. Aus Hamburg schreibt er, vgl. Keiter 8: „In religiöser Hinsicht habe ich dir vielleicht bald etwas sehr Verwunderliches mitzuteilen. Ist Heine toll geworden, wirst du ausrufen. Aber ich muss ja eine Madonna haben. Wird mir der Himmel das Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen: nur in

die unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwerfen. Wie erbärmlich erscheint mir jetzt das Wissen in seinem Bettlerkleid! Was mir einst durchsichtige Klarheit schien, zeigt sich mir jetzt als nackte Blösse.“

In der Harzreise (1826) steht eine Stelle, aus welcher ersichtlich ist, dass der katholische Kultus noch seinen vollen Zauber auf Heine ausübt, vgl. III 56: „Sonnenuntergang . . . Es ist ein erhabener Anblick, der die Seele zum Gebet stimmt . . . die Hände falteten sich unwillkürlich; es war, als ständen wir, eine stille Gemeinde, im Schiffe eines Riesendoms, und der Priester erhöbe jetzt den Leib des Herrn, und von der Orgel herab ergösse sich Palästrinas ewiger Choral. Während ich so in Andacht versunken stehe . . .“

Aus der katholischen Periode stammt Heines Ballade Kevlaar mit ihren Prozessionen, Wallfahrten, der wunderthätigen Madonna, Opferung eines Wachsherzens u. s. w.

Ueber die Gedichte von 1817 vgl. Keiter 10: „Die „schauerliche Todeslust“, welche Heine im katholischen Kultus gefunden haben wollte (vgl. unten), durchweht auch die meisten dieser nicht unbedeutenden Gedichte.“

Sonstiges Katholisches in seinen Gedichten aus der ersten Periode vgl. oben unter „Vermischung von Religion und Liebe“: II 278, 326/7, 263; IV 33, 328; B. L. 62, 115, 215 IV ff.

Im Ratcliff und Almansor bewegt sich Heine mit Vorliebe in katholischen Anschauungen, in Bildern, die aus dem katholischen Kultus und Glauben genommen sind. Heine bezeugt selbst, dass in seiner ersten Gedichtsammlung viel Katholisches enthalten ist.

VI 66: „Ich war immer ein Dichter, und deshalb musste sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel

tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süsse, die geheimnisvolle selige Ueberschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie: auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime und meine erste Gedichtsammlung enthält Spuren dieser schönen Madonnenperiode.“

Mit dem Erwachen von Heines radikaleren Anschauungen verschwinden diese katholischen Anwandlungen immer mehr, und er wird gleichgültig, sogar feindlich gesinnt gegen die römische Kirche. Doch seine Feindschaft ist nicht so gross, als man bei seinem Hegeltum und seiner revolutionären Gesinnung erwarten sollte. Auch er erhebt ja den Kampfruf gegen die Pfaffen, aber dann denkt er nur an die christlichen Konfessionen in der Gesamtheit, und wenn er mal gerade die katholische Hierarchie meint, so merkt man doch immer, dass diese ihm noch gewaltig imponiert. Wenn er auch oft genug das Christentum bekämpft, ebenso oft spricht er in durchaus freundlicher Weise vom Katholizismus. Er preist wohl Luther als den Befreier vom Glaubenszwang, doch seinem Gefühlsleben steht die katholische Kirche viel näher. Auch nach dem Bruche ist er in solchen Dingen doch durch und durch Romantiker. Man kann bis zu Heines Tode in seinen Schriften genug Stellen finden, aus der seine Hinneigung zur katholischen Kirche ersichtlich ist. Auch dass er sich hat katholisch trauen lassen, zeigt zum mindesten keine Feindschaft gegen den Katholizismus. Ausser den schon angeführten Stellen vgl. noch folgende: 1821 VII 168; 1822 VII 199; 1826 III 92; 1838 V 372; 1854 VI 63.

1854 sagt er VI 66: „Als Denker, als Metaphysiker, musste ich immer der Konsequenz der römischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich

rühmen, weder das Dogma noch den Kultus je durch Witz oder Spötterei bekämpft zu haben."

Zur Ergänzung des Abschnittes „Heine und der Katholizismus" vgl. man noch folgende Stellen, in denen Heine über katholische Kirche, Kultus und Dogma spricht oder mit katholischen Vorstellungen operiert.

Der ganze Almansor, vgl. Keiter 31. Ausserdem I 197; II 90, 129, 142, 279, 280, 283 ff., 285, 286/7, 288, 293, 301, 308/9, 322; III 83, 142, 151, 165, 231, 232, 243/4, 282, 284, 309, 325, 362, 386, 387, 391 f., 394 ff., 397, 402, 409; IV 25, 54, 55, 56, 183, 196, 230, 288, 363; V 53, 85, 103, 132, 190, 196, 199, 216, 218/9, 222, 225/6, 239, 240; VI 64, 148, 246, 306 f., 412, 420 f., 534; VII 86, 115—117, 145/6, 299, 405 ff., 460.

Litteratur.

1. Heinrich Heines sämtliche Werke. Herausg. von E. Elster. 7 Bde. — Heines Werke Bd. I S. 10 = I 10.
2. Heinrich Heines Buch der Lieder. Nach den ersten Drucken oder Handschriften. In „Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts“. Heilbronn 1887. — Buch der Lieder Bd. I S. 10. Gedicht No. X = B. L. 10 X.
3. Arnims Tröst-Einsamkeit. Herausg. von Pfaff. Freiburg i. B. 1890. — Tröst-Einsamkeit S. 10 — Trst. 10.
4. Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria (Pseudonym für Cl. Brentano). 2 Bde. Bremen 1801 und 1802. — Zitiert: Godwi oder G.
5. Cl. Brentanos gesammelte Schriften. Herausg. von Christian Brentano. 9 Bde. Frankfurt a. M. 1851—1855. — Zitiert: Br. W.
6. Ludwig Tieck. Phantasus 1828. 6 Bde. — Phantasus Bd. I S. 10 = Phant. I 10 oder Ph. I 10.
7. Novalis Schriften. Herausg. von Fr. Schlegel und Ludwig Tieck, 1802. 2 Bde. — Zitiert: Nov.
8. Fr. Schlegel: Luzinde. Reclams Universalbibliothek No. 320. — Zitiert: Luz.
9. Fr. Schlegels sämtliche Werke. 12 Bde. — Zitiert: Fr. Schl. W.
10. Fouqué. Friedr. Baron de la Motte und Josef Freiherr v. Eichendorff. Herausg. von Max Koch, in Kürschners National-Litteratur. — Zitiert: Fouqué N. L.
11. E. K. F. Schulze und E. Th. W. Hoffmann, ibid. — Zitiert: Hoffm. N. L.
12. Hoffmann: Die Elixiere des Teufels in „Mayers Volksbücher“. Bibl. Institut. — Zitiert: Elix. oder El.
13. Hoffmann: Kater Murr, in Reclams Universalbibliothek No. 153—156. — Zitiert: Murr.
14. Gödeke, Grundriss 2. Aufl.
15. R. Haym: Die romantische Schule. Berlin 1870. — Zitiert: Haym.
16. Was dünket euch um Heine. v. Xanthippus. Leipzig 1888.
17. Heinr. Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Von Heinr. Keiter. Köln 1891. — Zitiert: Keiter.
18. Rob. Götze: Heinr. Heines Buch der Lieder und sein Verhältnis zum deutschen Volkslied. Diss. Halle 1895.

